Ausgabe B
Vertr.-Kennz. 1 J 5527 E

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 6 | Juni 1960 | Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

Oder-Neiße-Gebiete kein Magnet

Aufschlußreiche polnische Statistik über Bevölkerungsstruktur

Die Oder-Neiße-Gebiete sind kein Magnet für die Polen. Dies bestätigt eine amtliche polnische Statistik über die Veränderungen der Bevölkerungsstruktur bis zum 30. Juni 1959. Die zur Veröffentlichung freigegebenen Zahlen zeigen nämlich trotz aller Lückenhaftigkeit, daß in den sechs Verwaltungsbezirken (Woiwodschaften) östlich der Oder und Neiße Mitte des vergangenen Jahres nur noch 7,484 Millionen Menschen gegenüber 8,810 Millionen am 17. Mai 1939 wohnten.

Während die Städte bereits 97,5 Prozent ihrer einstigen Bevölkerungszahl erreicht haben, leben gegenüber früher in den Landgemeinden der unter polnische Verwaltung gestellten Gebiete erst 73,1 Prozent. Die Bevölkerungsdichte der sechs Woiwodschaften beträgt 71 Personen pro Quadratkilometer gegenüber 104 im Jahre 1939. Die Oder-Neiße-Gebiete zählen somit auch heute noch zu den am dünnsten besiedelten Landstrichen Mitteleuropas.

Man erfährt aus der Statistik weiter, daß in den Jahren 1946 bis 1948 mehr als 2,2 Millionen Deutsche ausgesiedelt wurden. Nur in den Woiwodschaften Oppeln und Kattowitz ist ein nennenswerter Prozentsatz der früheren Bevölkerung, die sogenannten Autochtonen oder Eingesessenen, zurückgeblieben. Ihr Anteil übersteigt aber nicht 20 Prozent.

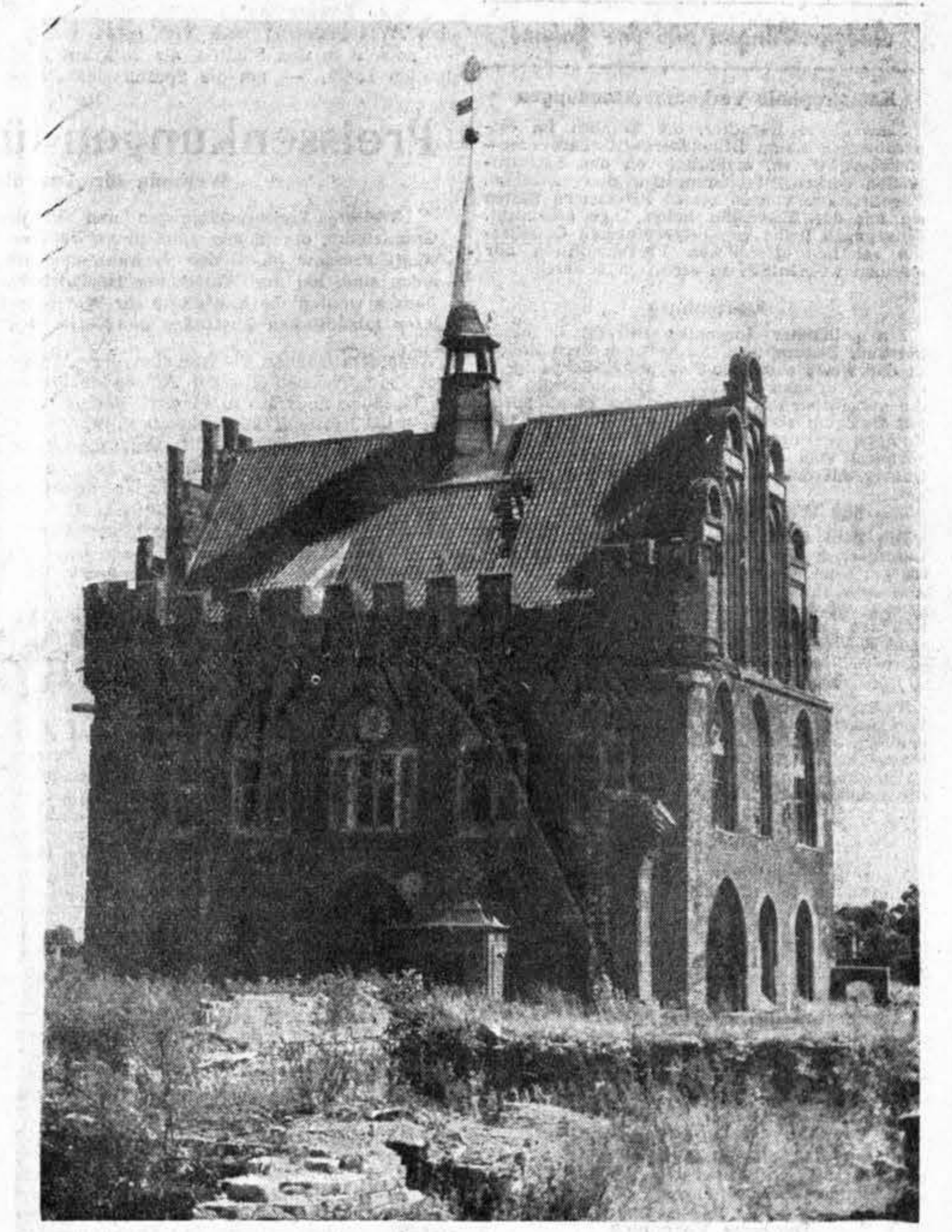
Die Binnenwanderung, die nach 1945 von Osten nach Westen einsetzte, umfaßte im allgemeinen drei verschiedene Gruppen: 1. Repatrianten, das sind Polen aus den an die Sowjetunion gefallenen Gebiete, 2. Menschen aus den übervölkerten innerpolnischen Bezirken und 3. Zwangsumgesiedelte, zu denen vor allem die Ukrainer gehören. Ohne die beiden letzten Gruppen wäre eine Neubesiedlung der Oder-Neiße-Gebiete überhaupt nicht möglich gewesen.

Besonders aufschlußreich sind die Angaben über die Bevölkerungsbewegung in den Landgemeinden. Danach sind vom 1. Januar 1957 bis zum 30. Juni 1959, also in zweieinhalb Jahren, mehr Personen abgewandert als zugezogen. Alle staatlichen Vergünstigungen haben also für einen Ausgleich nicht ausgereicht. Die Zahl der Abwanderer übertrifft die der Neusiedler um 35 800. Dieser Verlust wird nur durch den starken Geburtenüberschuß einigermaßen wettgemacht. Die polnische Regierung muß aber den Siedlern noch größere Vorteile bieten, wenn sie die Oder-Neiße-Gebiete „in Besitz nehmen" will.

Weiter prekäre Versorgungslage

Der Warschauer Ministerrat wird sich jetzt jeweils monatlich mit der Versorgungslage in Polen und den polnisch verwalteten Oder-Neiße-Gebieten beschäftigen. Wie hierzu aus Warschau verlautet, ist es trotz der angeblichen Erfüllung der Aufkaufpläne im 1. Quartal 1960 bisher zu keiner Verbesserung der Versorgungslage gekommen. Nach Mitteilung von Beamten des Binnenhandelsministeriums in Warschau ist mit „weiteren Störungen im Versorgungssektor" zu rechnen.

Ferner wurde bekannt, daß westliche Auslandskorrespondenten in Warschau seit kurzem von den Fachministerien nur noch unvollständige bzw. überhaupt keine Auskünfte mehr über die Versorgungslage erhalten. Des weiteren verlautete, daß die „Wojewodschafts-Nationalräte" offenbar seit April nicht mehr befugt sind, Auslandskorrespondenten detaillierte Zahlenangaben über den Stand der Versorgung, der Landwirtschaft und der Industrie mitzuteilen.



Heimat heute *Das alte gotische Rathaus, ein Wahrzeichen großer geschichtlicher Zeit, ist fast das einzige erhalten gebliebene Bauwerk im südlichen Teil der größtenteils zerstörten Marienburg. Ab und zu lesen wir von Restaurierungsarbeiten durch polnische Behörden. Möge es ihnen gelingen, dem fortschreitenden Verfall Einhalt zu gebieten, um so diese unersetzlichen steinernen Zeugnisse der Nachwelt zu erhalten.* Foto: Schneege

Brennende Schulbau-Probleme

Polnische Zeitung kritisiert Mißstände in Südostpreußen

In einer längeren Reportage berichtet das Parteiblatt „Glos Olsztynski" über die nach wie vor brennenden Schulbauprobleme im polnisch verwalteten Ostpreußen. Am Beispiel eines Schulbaues in Miswalde bei Mohrungen wird geschildert, in wie unzulänglicher, improvisierter Weise die Aktion der „1000 Schulen im Zeichen des Milleniums" vorangetrieben wird, ohne daß sich bisher verantwortungsbewußte Kräfte gefunden hätten, die in der Lage wären, eine Wandlung herbeizuführen.

Mit dem Bau dieser Schule war bereits im Juni 1958 begonnen worden. (Bis dahin hatte man sich — obwohl es sich um eine sogenannte Sammelschule für eine Reihe von Dörfern handelte — mit in der stilliegenden örtlichen Molkerei eingerichteten Klassenräume begnügt.) Aus Ersparnisgründen sah man von der Errichtung der ursprünglich geplanten sieben Klassen ab und faßte allein den Bau von nur vier Schulräumen ins Auge, obwohl die Schülerzahl von Jahr zu Jahr steigt.

Anstatt im Zentrum des Ortes zu bauen, war ein abgelegener Bauplatz am Ortsrand ermittelt worden. Die ursprüngliche Bauzeit sollte 12 Monate betragen; nach 15 Monaten stellte man fest, daß diese Zeit „viel zu kurz" war — inzwischen wird noch heute an der Miswalder Schule gebaut — und, laut „Glos Olsztynski", deutet nichts darauf hin, daß die Einweihung der Schule in einem absehbaren Termin bevorsteht. Damit nicht genug; in den erstellten Mauern zeigen sich Sprünge, die Fensterscheiben passen nicht in die Verschalungen, die Türen lassen sich nicht schließen.

Die Allensteiner Zeitung nennt diese Verhältnisse „einen Skandal", der jedoch keinesfalls vereinzelt dastehe und dadurch kaum entschuldigt werden könne, daß insgesamt sechs Bauleiter einander abgelöst hätten. Die ebenfalls ständig wechselnden Bauarbeiter habe man häufiger im örtlichen Gasthaus als an der Baustelle antreffen können.

Im unweit gelegenen Maldeuten sei es um die Errichtung eines größeren Verwaltungsbaues ganz ähnlich bestellt. Auch im Wohnungsbau sei „nichts Neues" zu melden — an welche Feststellung „Glos Olstynski" die unermüdlich jahraus, jahrein erhobene Forderung knüpft, „die Kontrollen zu verstärken" und seitens der zentralen Instanzen „umfangreichere Hilfestellung zu leisten".

Tannenberg-Feierlichkeiten

Die polnischen Behörden unternehmen große Anstrengungen, um den Sieg über die Deutschritter bei Tannenberg, der sich am 15. Juli zum 550. Male jährt, zu einer großen Demonstration des Polentums zu machen. Zu den Feierlichkeiten, bei denen etwa 80 000 Gäste erwartet werden, wurden auch größere Einheiten aller Waffengattungen der polnischen Streitkräfte abgeordnet. Neben Artillerieabteilungen, die ein Salutschießen ausführen, werden Sonderformationen zum Fuße des zu enthüllenden Denkmals Urnen mit Erde „von den Schlachtfeldern bringen, auf denen polnische Soldaten gegen die deutschen Invasoren gekämpft haben". Den Abschluß der Veranstaltungen bilden Kunstflugvorführungen der polnischen Luftstreitkräfte und eine Luftparade.

Polnische Abwanderungs-Bilanz

Auf fortschreitende „Devastierung" der Gebäude zurückzuführen

Die Warschauer Wirtschaftszeitung „Zycie gospodarcze" befaßt sich in zwei Aufsätzen mit der umfassenden Wanderungsbewegung in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten und kommt dabei zu den folgenden Feststellungen:

1. Die polnische Verwaltung solle sich hauptsächlich mit der Verhinderung eines weiteren Abströmen der polnischen Siedler vom Lande in die Städte befassen und demgegenüber die Gewinnung von Neusiedlern aus Zentralpolen zurückstellen.

2. Die Abwanderung der Siedler von den ihnen zugewiesenen Gehöften sei vornehmlich durch die fortschreitende „Devastierung" der Gebäude bedingt. Die vom Staat gewährten Vergünstigungen für Instandsetzungsarbeiten seien nicht ausreichend.

3. Zahlreiche Siedler verlassen die Gehöfte und die Oder-Neiße-Gebiete, indem sie die Höfe langfristig verpachten. Das Inventar nehmen sie mit nach Polen zurück.

4. Die Pächter scheuen jede Investition, weil sie nicht sicher sind, ob die Höfe jemals ihr Eigentum werden können. Die Pachtverträge werden oftmals nur deshalb abgeschlossen, weil die zugewanderten polnischen Familien irgendeine Unterkunft bzw. Wohnraum suchen.

5. Seit 1957 ist in den Oder-Neiße-Gebieten ein Wanderungsverlust zu verzeichnen, was bedeutet, daß auch der natürliche Bevölkerungsüberschuß teilweise durch die Rückkehr nach Polen absorbiert wird.

Diese Entwicklung wird durch die folgenden Zahlenangaben belegt: Im Jahre 1957 stieg die Einwohnerzahl der Städte in den Oder-Neiße-Gebieten um 18 600, wohingegen 45 600 Personen vom Lande abwanderten. Die entsprechenden Zahlen lauten für 1958: 51 900 und 55 100, und für das erste Halbjahr 1959: 26 400 und 32 000. Nach den polnischen statistischen Angaben ergab sich also ein Wanderungsverlust in Höhe von 35 800 Personen. Regional ist eine besonders starke Abwanderung in Pommern und Ost-Brandenburg sowie in Ostpreußen zu verzeichnen.

Westgebiete ein „vernachlässigter Schatz"

Vorkriegsernten noch nicht erreicht / Geburtenreichtum Polens stärkstes Pfand

Offenbar zentraler Anweisung folgend, ist die polnische Presse in letzter Zeit dazu übergegangen, an auffallender Stelle und in größeren Bildreportagen den in großen deutschen Zeitungen erschienenen Veröffentlichungen über die Landschaften entlang der Oder und Neiße eigene positive Berichte gegenüberzustellen.

Die polnischen Reportagen gehen im allgemeinen von den „großen Schwierigkeiten und Verwüstungen" aus, die dem Aufbau in den grenznahen Orten und Provinzen nach 1945 entgegengestanden hätten.

Sehr bezeichnend ist in diesem Zusammenhang eine seitenlange Bildreportage der Warschauer Zeitung „Zycie Warszawy" unter der Überschrift „An der Grenze". Es wird einleitend festgestellt, daß „Polen mit den Westgebieten einen wirklichen Schatz in die Hände genommen" habe — „leider einen sehr vernachlässigten Schatz". Man habe getan, „was nur irgendwie getan werden konnte", um auch die Grenzlandstriche zu bevölkern, jedoch habe es „allzuviel Hin und Her" gegeben, auch habe man den „Mangel an Fachleuten bis heute nicht ausgleichen bzw. beheben" können. Ereignisse wie in Guben (der Warschauer Bericht spricht von einem „wahren Krieg um diese Stadt" nach Kriegsende!) hätten nicht dazu beigetragen, den Aufbau zu beschleunigen. Immerhin sehe aber heute — was zu beweisen ist! — „alles ganz anders" aus, niemand empfinde mehr „Gefühle der Unsicherheit", und hauptsächlich der Geburtenreichtum sei ein Pfand, mit dem sich wuchern lasse.

Um so bemerkenswerter sind allerdings die Eingeständnisse, denen zufolge weder die industriellen noch die landwirtschaftlichen Erträge in den grenznahen Gebieten mit der Vorkriegsproduktion hier Schritt halten können. „Zycie Warszawy" stellt fest, daß z. B. die Ernteerträge in Ostbrandenburg um 20 v. H. hinter den Vorkriegsernten zurückblieben. Der polnische Dorfschulze von Markersdorf, der am Schluß des Berichtes zitiert wird, führt die geringen Erträge auf Wetterunbill und Überschwemmungen zurück. Er erklärt wörtlich: „. . . Es wäre ja eine Schande, wenn an der Grenze weiterhin Kahlflächen leuchteten . . . Wenn es nicht diese Einwirkungen höherer Gewalt gäbe, könnten wir vielleicht ebensoviel vom Hektar ernten wie die deutschen Bauern . . ."!

„Slowo Powszechne" schreibt, es müsse in den „Westgebieten" noch viel getan werden — sowohl in den Städten als auch auf dem flachen Lande — um die Spuren der „jahrhundertelangen Unfreiheit" und die Spuren des Zweiten Weltkrieges zu beseitigen. In diesem Zusammenhange weist das polnische Blatt auf die „Initiative" einzelner polnischer Jugendgruppen hin, die bemüht waren, in den „Westgebieten" stilliegende oder zerstörte Produktionsbetriebe wieder in Gang zu setzen. Diese Jugendlichen hätten allerdings mit „vielen Schwierigkeiten" zu kämpfen gehabt. Das polnische Blatt bemerkt, es würde sich lohnen, auf solche Vorhaben zurückzukommen, zumal die Feiern anläßlich des 15. Jahrestages der „Befreiung" der „Westgebiete" zum Ausgangspunkt einer „breit angelegten patriotischen Kampagne" in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht werden könnten.

231 „Objekte" in Ostpreußen nicht bewirtschaftet

Nach einer Mitteilung des Präsidiums des polnischen „Wojewodschafts-Volksrats" in Allenstein werden im südlichen Ostpreußen 231 „Wirtschaftsobjekte" nicht genutzt. Eine Sonderkommission hat festgestellt, daß davon allein 126 „Objekte" zum Wiederaufbau geeignet seien. 95 „Objekte" müßten wegen allzu großer Zerstörung abgebrochen werden. In dem Bericht wird nicht ausgeführt, in welchem Umfange es sich um die Kriegszerstörungen oder um die Folgen der Ausplünderung und des Verfalls in der Nachkriegszeit handelt.

Kurzmeldungen aus der Heimat

Katastrophale Verkehrsverbindungen

Schwedische Besucher, die kürzlich im ostpreußischen Raum Braunsberg—Marienwerder—Heilsberg waren, erzählten von den katastrophalen Verkehrsverbindungen in diesem Gebiet. Für Strecken von 30 bis 40 Kilometern hätten sie mit der Eisenbahn halbe Tage gebraucht. Eine ganze Reihe von ostpreußischen Ortschaften sei mit öffentlichen Verkehrmitteln nur zweimal wöchentlich zu erreichen gewesen.

Marienburg

Ein polnischer Journalist schreibt in einer Stettiner Zeitung über die heutigen Verhältnisse in der westpreußischen Stadt Marienburg folgendes: „Wenn man so auf die Ruinen blickt, auf die vernichteten Bürgersteige und Fahrbahnen, auf die Zaunreste und die Fensterhöhlen, die mit Lumpen verstopft oder mit Brettern notdürftig vernagelt sind, dann schüttelt man unwilikürlich traurig mit dem Kopf."

500 Wölfe in den Ostgebieten

Die Zahl der Wölfe im polnischen Verwaltungsbereich der deutschen Ostgebiete wird auf 500 geschätzt. Gegen die Wolfsplage soll in diesem Jahr mit organisierten Großjagden vorgegangen werden. Im vergangenen Jahr wurden in Polen und den deutschen Ostgebieten insgesamt 80 Wölfe erlegt.

Zunehmende Versandung

Neuere Berichte bestätigen die zunehmende Versandung der Weichsel. Die Polen behaupten, daß die Deutschen für diese Entwicklung verantwortlich sind, da die Weichsel wegen der „Abholzung der Wälder am Oberlauf zur Zeit der deutschen Besetzung" wasserarm geworden sei.

Teure Leihwagen

Eines regen Zuspruchs erfreut sich die erste polnische Autoverleihanstalt der Hansestadt Danzig, obwohl man für einen Pkw 100 Zloty (1000 Zloty ist der Durchschnittsverdienst) pro Stunde zahlen muß. Weitere Auto-Verleih-Staatsbetriebe sind in Warschau, Breslau und Kattowitz vorgesehen.

Polnische Sonderbriefmarke

Anläßlich der bevorstehenden 600-Jahr-Feier der ostpreußischen Stadt Ortelsburg will die polnische Postverwaltung eine Sonderbriefmarke herausbringen.

Neubau einer Zündholzfabrik

In Allenstein, im polnisch verwalteten Ostpreußen, soll im nächsten Jahr mit dem Bau einer Zündholzfabrik begonnen werden.

Deutsche Vornamen

Im polnisch verwalteten Teil Ostpreußens werden deutsche und in Deutschland gebräuchliche Vornamen wieder sehr beliebt. Wie die standesamtlichen Eintragungen von Allenstein ausweisen, nennen die Allensteiner — auch die polnischen — ihre Kinder mit Vorliebe so, daß ihre Vornamen ohne besondere Übersetzungen ins Deutsche zu übertragen sind, wie z. B. Barbara, Ursula, wenn sie nicht gleich rein deutsche Namen in deutscher Schreibweise für ihre Kinder vorziehen, wie Jürgen und Ulrich.

Preissenkungen für ostdeutsche Höfe

Werbung für Ansiedlungen in „Westgebieten"

Weitere Preisermäßigungen und Vergünstigungen beim Erwerb landwirtschaftlicher Grundstücke, die in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten und in der Wojewodschaft Rzeszow (d. h. den verwahrlosten Heimatgebieten der vertriebenen Ukrainer) gelegen sind, hat der Warschauer Landwirtschaftsminister in einem neuen Erlaß angeordnet. Danach werden die Kaufpreise für Wohn- und Wirtschaftsgebäude unter Berücksichtigung ihres tatsächlichen Zustandes und Nutzwertes" um 50 v. H. ermäßigt.

Außerdem können die Präsidien der „Wojewodschafts"Nationalräte auf Antrag die Preise für Gebäude noch bis zu 15 v. H. herabsetzen. Der Erlaß hat auch rückwirkende Kraft. Wohn- und Wirtschaftsgebäude auf Bauernhöfen in den Oder-Neiße-Gebieten und in der Wojewodschaft Rzeszow, die bereits an polnische Repatrianten aus Sowjetrußland verkauft worden sind, können nunmehr neu bewertet und die Kaufpreise nachträglich gleichfalls ermäßigt werden. Der herabgesetzte Kaufpreis soll in einem Zeitraum von 30 Jahren getilgt werden, wobei die Tilgung erst drei Jahre nach Abschluß des Kaufvertrages beginnt. Auch diese Bestimmung hat rückwirkende Kraft.

Des weiteren bestimmt der Erlaß des Warschauer Landwirtschaftsministers, daß polnische Bauern, deren Gehöfte in den Wojewodschaften Warschau, Kielce, Lodz, Krakau, Rzeszow, Lublin und Bialystock — mit Ausnahme der deutschen Kreise Lyck, Goldap und Treuburg — abgebrannt sind, unbesiedelte Bauernhöfe in den „Siedlungsgebieten" erwerben können. Der Preis dieser Höfe muß der Höhe der festgesetzten Entschädigung für ihre abgebrannten Gehöfte entsprechen. Der Erwerb neuer Wirtschaften wird allerdings davon abhängig gemacht, daß die polnischen „abgebrannten" Bauern ihre Grundstücke in Polen dem Fiskus übereignen.

Unabhängig von den angeordneten Preisermäßigungen und Vergünstigungen sind die polnischen Käufer von Bauernhöfen für die Dauer von drei Jahren von der Zahlung der Grund- und Grunderwerbssteuer und darüber hinaus noch von jeglichen Pflichtablieferungen befreit. Auch werden sie bei der Vergabe von Bankkrediten und beim Verkauf von Baumaterialien bevorzugt behandelt. Schließlich können die Umsiedlung und der Transport der beweglichen Habe in „begründeten" Fällen auf Kosten des Staates erfolgen.

Die bisher mehrfach verfügten Preisnachlässe für landwirtschaftlichen Grund und Boden insbesondere in den polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen haben nicht vermocht, polnische Bauern in ausreichender Zahl zu bewegen, ihre Heimat zu verlassen und sich in den Oder-Neiße-Gebieten anzusiedeln. Durch das Fehlschlagen der Siedlungsaktion hat sich die polnische Regierung veranlaßt gesehen, nunmehr auch die Preise für Gebände stark zu reduzieren. Die Bestimmung, wonach polnische Bauern in dezentralen und östlichen Wojewodschaften, deren Gehöfte abgebrannt sind und bisher noch nicht wieder aufgebaut wurden, Grundstücke u. a. in den Oder-Neiße-Gebieten in der Höhe ihres Versicherungsanspruches erwerben können, soll gleichfalls den Zweck verfolgen, diese Bauern zur Umsiedlung zu veranlassen.

Brachland in Ostpolen

Viele ostpreußische Bauern haben im Zuge der forcierten Umsiedlung in die Oder-Neiße-Gebiete ihre Höfe im nordöstlichen Polen „dem Schicksal überlassen". Ihr Land liegt bereits seit Jahren brach, da sich Pachtinteressenten nicht gefunden haben. Das wird in dem Organ der Bauernpartei, „Zielony Sztandar", berichtet, wobei ausgeführt wird, es entwickelt sich infolge dieser Verhältnisse in ostpolnischen Dörfern, aus denen Bauern umgesiedelt wurden, ein „schreckliches Chaos"; Hunderte von Hektaren landwirtschaftlichen Nutzlandes würden „verkommen", und die umgesiedelten Eigentümer der verlassenen Grundstücke zahlten weder Steuern, noch leisteten sie Pflichtablieferungen. In dem polnischen Bericht wird vorgeschlagen, daß die „verlassenen" Wirtschaften vom Staatlichen Bodenfonds übernommen werden sollten.

Auch in den in Südostpolen gelegenen Heimatgebieten der ukrainischen Bevölkerung, die in die polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen zwangsumgesiedelt wurde, liegen noch immer weite Landflächen brach, nachdem die Warschauer Regierung bereits vor zwei Jahren die Besiedlung und „Bewirtschaftung" dieser Gebiete, die aus drei Landkreisen bestehen, angeordnet hatte. Das Organ der örtlichen Nationalräte, „Rada Narodowa", bemerkt hierzu, der Fortschritt in der Bewirtschaftung der „Bieszczady" sei „ungenügend". Insbesondere seien die den Bau- und Montageunternehmen gestellten Aufgaben nicht erfüllt worden. Was die landwirtschaftliche Ansiedlung anlange, so hätten im Jahre 1959 nur 144 Ansiedler von den hierfür zur Verfügung gestellten Krediten Gebrauch gemacht.

Die Verluste der Staatsgüter

Die Belegschaften der Staatsgüter, die in den polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen liegen, sind „zusammengewürfelt" und besitzen keine „überlieferten Auffassungen" von einer „guten" Arbeitsleistung. Dies bezeichnet der „Slowo Powszechne" neben einem ständigen Wechsel und einer starken Fluktuation der Landarbeiter als einen Grund für den „allzu langsamen" Produktionsanstieg auf den Staatsgütern. Alljährlich verließen zahlreiche Jugendliche die elterlichen Behausungen auf dem Lande; von dieser Abwanderung würden u. a. auch die Staatsgüter betroffen. Die Zeiten gehörten bereits der Vergangenheit an, wo das praktische landwirtschaftliche Wissen vom Vater auf den Sohn übertragen wurde.

Die Verluste der Staatsgüter in der „Wojewodschaft" Grünberg sollen „plangemäß" im laufenden Wirtschaftsplan 18 Millionen Zloty betragen, erklärte der stellvertretende Direktor der „Wojewodschafts"-Verwaltung der Staatsgüter in Grünberg, Roman Plaszke. Allerdings würden die tatsächlichen Verluste infolge der Schwierigkeit in der Landwirtschaft, die insbesondere durch die Trockenheit im Jahre 1959 hervorgerufen worden seien, den genannten eingeplanten Betrag noch übersteigen. Ein Drittel der Staatsgüter in Ostbrandenburg (Niederschlesien) soll angeblich bereits Gewinne erzielen.

„Neue kulturelle Tradition" für Danzig

Die „Danziger Tage", die für den 22. bis 29. Juli 1960 angesetzt sind, sollen das „emotionale" Verhältnis der jetzigen polnischen Einwohner zu „ihrer" Stadt „wecken und vertiefen" und sie mit den „interessanten, fortschrittlichen Traditionen" Danzigs bekanntmachen, vor allem aber eine „neue kulturelle Tradition" schaffen. Wie „Glos Wybrzeza" hierzu ausführt, habe Danzig früher einen bevorzugten Platz und eine kulturell und wirtschaftlich führende Stellung im Ostseeraum eingenommen. Man solle deshalb bestrebt sein, der Stadt erneut den Rang eines wichtigen Kulturzentrums zu verleihen.



Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag, Göttingen, Maschmühlenweg 8/10, Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032. Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger, Braunschweig.

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A – Allgemeine Ausgabe. Ausgabe B – mit Königsberger Neue Zeitung. Ausgabe C – mit Neue Ermländische Zeitung – erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1.50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung, in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22. Tel.: 37 68. Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

PRESSESPIEGEL

Haben wir uns so gewandelt?

„Wenn ein großes Volk, das nicht nur in der Geschichte der Menschheit Großes geleistet, sondern auch zu ihrem geistigen Besitz Unvergängliches beigetragen hat, eben seine größte Katastrophe aller Zeiten erlebte, ja noch mitten in ihr steht, so möche man meinen, daß in ihm sich die Gedanken vor allem anderen mit den tiefsten Fragen des Seins beschäftigen sollten, von denen sein Weiterleben in viel höherem Maße abhängig ist als das irgendeines anderen Volkes. In der Zeit unmittelbar nach der Katastrophe, als wir hungernd in lichtlosen Notwohnungen saßen und von ausländischen Eroberern regiert wurden, da schien es wirklich so. Manch einer tröstete sich damit, daß er zwar Haus, Hof oder Amt verloren, seinen Goethe, seinen Schiller oder Hölderlin aber wenigstens gerettet hatte.

Von alledem is nicht viel geblieben. Die militärischen Eroberer zerlegten das Land in drei Teile: der eine wurde völlig von seinen Bewohnern gesäubert, der zweite dem östlichen, der dritte dem westlichen Machtsystem eingegliedert, die man in Zukunft die unfreie und die freie Welt nannte. Verfolgte wurden zu Verfolgern, aber auch diejenigen, die eben noch jede Landesverteidigung als Militarismus verfemt hatten, bis in das Grundgesetz hinein, wechselten die Front und möchten am liebsten die verfemen, die aus den Ereignissen wenigstens das gelernt hatten, daß jede Anwendung von Massenvernichtungsmitteln im dichtbesiedelten Europa ein Anachronismus, ja ein Verbrechen ist."

Neue Politik, Hamburg

Das Recht auf Heimat

„Bei den Feierlichkeiten zur 15jährigen Wiederkehr der Annexion der deutschen Ostgebiete durch Polen versicherte Parteichef Gomulka in Breslau, jeder Versuch, die Oder-Neiße-Grenze zu revidieren, würde Krieg mit Polen und den anderen Ländern des Warschauer Paktes bedeuten. Diese Drohung ist nicht neu. Aber in seiner Ansprache griff Gomulka zum erstenmal zu einem Argument, das bisher in der Auseinandersetzung um Pommern, Schlesien, Ost- und Westpreußen die deutschen Vertriebenen für sich in Anspruch nahmen: das Recht auf Heimat.

Gomulka wies darauf hin, daß in den deutschen Ostgebieten gegenwärtig 7,6 Millionen Polen lebten. Von ihnen seien 40 Prozent dort geboren. Sie hätten also ein Heimatrecht in den Gebieten erworben. Liegt die Geburtenzunahme in Polen schon weit über dem europäischen Durchschnitt, so ist sie innerhalb des Landes in den deutschen Ostprovinzen am größten. Für die hier Geborenen wurden also Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen zur Heimat.

Schon Papst Pius der XII. hat darauf hingewiesen. Auch unter den deutschen Vertriebenen hat man, als man in kleineren Kreisen das Heimatrecht diskutierte, diese Frage angeschnitten. Eine klare und eindeutige Antwort hat man bisher noch nicht gefunden. Es scheint aber an der Zeit, diese mit Ernst zu suchen. Für den, der auf dem Boden des Naturrechtes steht und sich zu ihm bekennt, müßte sie zu finden sein."

Allgemeine Sonntagszeitung

Jasager stehen hoch in Kurs

„Es wäre höchst unbillig, wollte man für den auf allen Gebieten weitverbreiteten Mangel an Zivilcourage allein den mächtigen Kanzler verantwortlich machen. Sie war niemals eine deutsche Tugend. Aber es ist kaum ein Zufall, daß in Bonn der Konformismus am stärksten zu spüren ist. Nirgends in Deutschland ist es so schwierig wie in Bonn, auch nur ein freies politisches Gespräch zu führen. Überall, wo die Macht der Bundesregierung unmittelbar oder mittelbar hinreicht, kann es einem Manne schon schaden, wenn er als unbequem oder schwierig gilt. Die glatten Jasager stehen am höchsten in Kurs. So verhält man sich vorwiegend diplomatisch, auch außerhalb des diplomatischen Korps. Das macht die ganze Atmosphäre so schwer erträglich. Und an dieser gedrückten Atmosphäre, nicht nur in Bonn, hat der Kanzler als das unbestrittene Machtzentrum, als ein Mann, der nur Gehilfen brauchen kann und der jeden zunächst nach dem ‚Was nützt er mir?' beurteilt, einen nicht unbeträchtlichen Anteil. Dr. Adenauer hat ein sehr inniges Verhältnis zur Macht, aber nur eine recht lose Beziehung zur Freiheit. Man muß nicht zur organisierten Opposition gehören, um dies zu sehen."

„Hamburger Abendblatt"

Haben wir nur diesen einen Weg?

„Schon in diesem Vorstadium können Abmachungen, auch wenn sie noch so lose sind, nur auf Kosten Deutschlands erreicht werden. Bitter rächt sich jetzt, daß Dr. Adenauer sich völlig einseitig — fast möchte man sagen: auf Tod und Verderb — auf die westliche Politik festgelegt hat und so alle Fäden nach Moskau hat abreißen lassen. Damit ist die Zielsetzung der Bonner Politik von den in den Hauptstädten der Westmächte, vor allem in Washington, angestellten Erwägungen abhängig geworden. Chruschtschows ganzes Bemühen wiederum ist darauf abgestellt, zunächst eine Bresche in die westliche Abwehrfront zu schlagen und dann Bonn Schritt für Schritt in die Isolierung zu treiben . . .

Ob sich der Bundeskanzler der begangenen schweren Fehler auf dem Gebiete der Außenpolitik voll bewußt ist, muß dahingestellt bleiben, wie auch die andere Frage nicht beantwortet werden kann, ob es ihm vielleicht von Anfang an nur darauf ankam, sich völlig ins Schlepptau der Politik Washingtons zu begeben, sich also vom Weißen Haus und vom State Department die Fahrtrichtung vorschreiben zu lassen. Aber das eine ergibt sich aus jeder seiner Erklärungen immer wieder, daß er sich über die Lage, in die das deutsche Volk gebracht wurde, keinen Täuschungen mehr hingibt. Vielleicht ist derartigen Erwägungen sogar zuzuschreiben, daß auch er sich — ähnlich wie Chruschtschow in seinem Verhalten zu uns — mehr und mehr in seinen Angriffen gegen Moskau übersteigert".

„Husumer Nachrichten"

OW-Bericht aus Nord-Ostpreußen

Zwei Dörfer türmten geschlossen

Bezirk Schirrau leerte sich / Das dicke Ende kam in Astrachan am Kaspischen Meer

Aus dem polnisch verwalteten Teil Ostpreußens sind wir seit langem die Abwanderung der „Neubürger" gewöhnt. Wie steht es jedoch damit im sowjetisch okkupierten Gebiet dieser Provinz? Gibt es auch dort Abwanderungserscheinungen?

Anhand von russischen Zeitungsberichten und Rundfunksendungen seit Jahresbeginn wollen wir auf diese Frage Antwort geben. Beginnen wir mit dem charakteristischen Fall, der einerseits im Bezirk Schirrau nordwestlich von Insterburg und andererseits im weit entfernten Astrachan am Kaspischen Meer spielte. Was hatte sich ereignet? Aus den Astrachaner Rayons Tjepliusskaja und Ar. Tosta hatte man in den ersten Monaten 1958 etwa 260 Familien nach dem nördlichen Ostpreußen gebracht. Dort sollten sie zwei kleine Ortschaften zwischen Schirrau und Gertlauken besiedeln. In diesem großen Waldgebiet lebten seit der Vertreibung keine Menschen mehr. Jetzt wollte man die brachliegenden Felder wieder bearbeiten und die Forsten nutzen.

Von Anfang an hatten die Neusiedler große Schwierigkeiten in Ostpreußen. Sie vertrugen das Klima in dem 2100 Kilometer von ihrer Heimat entfernten (Luftlinie!) Ostpreußen nicht. Mehrere ältere Personen bekamen die ärztliche Genehmigung, zurückfahren zu dürfen. Die anderen kämpften bis 1959 darum, von der Regierung die zugesagte Unterstützung zu erhalten. Doch der Staat gab nur stückweise Baumaterial und Geld frei. So bestanden die beiden Dörfer voriges Jahr im wesentlichen nur aus Holzhütten. Sehr enttäuscht waren die Siedler, die natürlich zwei Kolchosen gründen mußten, daß es nichts mit der Landwirtschaft wurde. Sie kamen mit den Bodenverhältnissen überhaupt nicht zurecht. Dann gab es weder Saatgut noch landwirtschaftliche Maschinen oder Traktoren. Die Agrar-Kommission in Insterburg verfügte deshalb etwas Seltsames: die beiden Kolchosen hatten sich nur mit der Forstwirtschaft zu beschäftigen. Darin hatten die Neusiedler aber keine Erfahrung. Und, was noch schlimmer war: die Normen für Waldarbeiter sind so hoch, daß sie nur von gelernten Kräften erfüllt werden können. In den beiden Dörfern aber mußten die Männer ihre Frauen mit in die Wälder nehmen, da sie allein die Norm nicht schaffen konnten. Es war selbst für russische Verhältnisse ein Hundeleben.

In diesem Winter reichte es den Neusiedlern. Sie berieten sich, und dann taten sie etwas, was zum ersten Mal seit 1945 in Ostpreußen geschah: alle Einwohner der beiden Dörfer beschlossen einstimmig, nach ihrer Heimat zurückzukehren! Auch die beiden Parteivorsitzenden und die übrigen Genossen widersprachen diesem Beschluß nicht. Nach dem russischen Neujahrsfest machten sich die restlichen 241 Familien zu verschiedenen Bahnhöfen auf. Ungehindert gelangten sie über die alte Reichsgrenze und waren nach einigen Tagen in ihrer Heimat bei Astrachan. Doch damit war es nicht zu Ende. Schließlich bemerkte man in Königsberg, daß die Einwohner zweier Dörfer komplett getürmt waren. Wie aus sowjetischen Radiosendungen von Ende April 1960 hervorging, hat um diese Zeit in Astrachan ein Monstreprozeß gegen alle Beteiligten stattgefunden. Das Gericht mußte jedoch aus Königsberg Instruktionen einholen, da es die in Frage kommenden gesetzlichen Vorschriften nicht kannte und die Staatsanwaltschaft nur summarisch Anklage erhoben hatte. Trotz der Königsberger Forderungen und Hinweise ging der Prozeß günstig aus Das Gericht verhängte lediglich Bußgelder wegen unerlaubter Abwanderung aus dem Bezirk Ostpreußen — quasi wegen die Grenzüberschreitung, die noch genehmigungspflichtig ist. Von zwangsweiser Rückbeförderung war keine Rede. Das Gericht hielt den Angeklagten zugute, man habe sie nicht nach den Gesetzen unterstützt und sie hilflos ihrem Schicksal überlassen. Da die Rückkehrer sogleich nach ihrer Ankunft wieder zwei Kolchosen beigetreten waren, entfiel auch die Anklage wegen ungesetzlicher Aufgabe der Kolchos-Mitgliedschaft. Es war offensichtlich, daß die Astrachaner Behörden auf seiten der Angeklagten standen.

Die russische Abwanderung aus Ostpreußen ist sonst durch Einzelfälle charakterisiert. Davon ist in erster Linie die Schicht der Parteifunktionäre und Staatsbeamte betroffen, die ihre Abkommandierung nach Nord-Ostpreußen als Strafe ansehen. Außerdem ist es bei der Karriere — wie sich längst herausgestellt — sehr hinderlich, wenn man über einen längeren Zeitraum hinweg in Ostpreußen gewesen ist und dann wieder in die Sowjetunion zurückkommt. Beamte und Funktionäre wenden deshalb die tollsten Kniffe an, um ihren Aufenthalt in Ostpreußen so kurz wie möglich zu gestalten.

So konnte es beispielsweise geschehen, daß das Kleinstädtchen Tollmingen vor einigen Monaten überhaupt keinen Partei- und Verwaltungsbeamten mehr aufwies! Sie waren in einer Woche allesamt nach Sweciany (südlich von Dünaburg) verschwunden! Und das völlig legal! Leichtsinnigerweise hatte nämlich die für Tollmingen zuständige Bezirkverwaltung Gumbinnen dem Antrag stattgegeben, die Tollmingener Stärkefabrik nach Sewiany zu verlegen. Und zwar mit der Maßgabe, daß die leitenden Angestellten des Betriebes mit nach dort umsiedelten. Genau damit hatten die findigen Funktionäre gerechnet: alle Partei- und Staatsbeamten waren in den Wochen zuvor in die Leitung der Fabrik engetreten und hatten dort Funktionen ausgeübt. Auf diese Weise verließen sie Tollmingen und ließen eine maßlos verblüffte Gumbinner Bezirksverwaltung zurück. Dort hütete man sich, eine Affäre aus der Sache zu machen — damit wäre man doch nur selber höherenorts aufgefallen. Flugs besetzte man die verwaisten Posten mit Genossen der Parteigruppe in Tollmingen . . .

Auch in Gerdauen findet man kaum noch russische Zivilisten. In dieser Stadt dicht vor der Demarkationslinie nach Süd-Ostpreußen bestand bis vor kurzem ein staatliches Gut. Direktor, Angestellte wie Landarbeiter waren jedoch die Arbeit hier leid. Sie stammten aus der Ukraine und wollten dorthin zurück. Es gelang ihnen auf folgende Weise. Die Belegschaft verkaufte Saatgut und Vieh. Mit dem Erlös wurde der Grenzkommandeur in Gerdauen bestochen. Und dieser brave Genosse tat, was man von ihm wünschte: er erklärte das Gelände des Staatsgutes zum „neuen" Manövergebiet. Worauf das Gut geschlossen werden „mußte" . . .

Für die Königsberger Rayon-Verwaltung ist es auch ein schwieriges Problem, möglichst viele der entlassenen Soldaten im Lande anzusiedeln. Bekanntlich ist Nord-Ostpreußen einer der gewaltigsten sowjetischen Militärstützpunkte geworden. Das Bestreben geht dahin, die nach Ableistung ihrer Dienstzeit hier zur Entlassung kommenden jungen Soldaten in Ostpreußen ansässig zu machen. Dafür werden großzügige Kredite gegeben. Trotzdem ist die Zahl der Interessenten sehr gering. Für das Regime noch unerfreulicher ist es aber, daß von den jungen Siedlern aus dem Soldatenstand viele später in die UdSSR zurückkehren. Und zwar geschieht das so, daß die Betreffenden ihre russischen Heimatorte anschreiben. Dort erbitten sie von Beamten oder Betrieben „Unabkömmlichkeits-Bescheinigungen", daß sie in ihrer Heimat als unentbehrliche Facharbeiter oder Spezialisten dringend benötigt werden. Natürlich müssen die betreffenden Beamten auch „geschmiert" werden. Liegt aber solch ein Schreiben erst einmal vor, sind die Verwaltungen in Ostpreußen machtlos dagegen, daß der Siedler abwandert. In diesem Falle büßt die Verwaltung sogar noch viel Geld ein: der Kredit ist dann verfallen und braucht nicht zurückgezahlt werden! Auf diese Weise ist beispielsweise das sogenannte „Demobilisierungsdorf" Kaimen unterhalb des Kurischen Haffs sang- und klanglos verschwunden. Die sowjetische Propaganda hatte einige Monate viel Wind von dieser Ortschaft gemacht. Dort hatte man 84 demobilisierte Soldaten angesiedelt. Heute spricht kein Mensch mehr davon, weil die ehemaligen Soldaten nach einigen Monaten die ersehnten Bescheinigungen hatten und sich sofort in Richtung Osten absetzten. Das Geld, mit dem sie sich in Kaimen eine Existenz aufbauen sollten, nahmen sie mit.

Man sieht, daß auch das nördliche Ostpreußen nicht frei von den aus dem polnisch verwalteten Gebieten bekannten Abwanderungstendenzen ist. Wegen der strengen Zensur wird hier nur nicht so viel wie in Süd-Ostpreußen davon bekannt. Die Russen fühlen sich aber in diesem Teil unserer Heimat genau so unwohl wie die Polen in dem anderen!

Zum Schluß wollen wir noch auf die Zustände unter den russischen Fischern eingehen, die man an den Küsten der Ostsee und des Haffs angesiedelt hat. Hier muß man zwei verschiedene Faktoren unterscheiden: nicht von der Abwanderung betroffen sind die sogenannten „Fischerei-Wehrdörfer" auf der Nehrung. In diesen Ortschaften hat man Fischerei-Kolchosen errichtet, deren Mitglieder bewaffnet sind, der Partei angehören und gleichzeitig Befugnisse der Grenzpolizei ausüben. Es handelt sich bei dieser Gruppe um ausgesuchte Leute, die schon in den ersten Nachkriegsjahren nach Ostpreußen geschickt wurden und die ihre Ansiedlung als Parteiauftrag ansehen.

Die übrigen Mitglieder von Fischerei-Kolchosen aber sind genau wie die Landbewohner wenig daran interessiert, in Ostpreußen zu bleiben. Bezeichnend ist der Fall russischer Fischerei in Rinderort nördlich von Labiau. Dort beschloß man eine Filial-Gründung in Sikina am Finnischen Meerbusen vor Leningrad. Die Fischer wurden deswegen von Königsberg wie von Leningrad belobigt. Die Leningrader Verwaltung freute sich, daß es zur Bildung einer neuen Fischereistation kommen sollte. Und in Königsberg rechnete man schon aus, um wieviel durch die Erträge des Filialbetriebes der Hauptbetrieb in Rinderort die Norm überfüllen werde. Nun, es kam anders. Die braven Kolchos-Fischer hatten in Sikina nur einen Zweigbetrieb gegründet, um — sich nach dort absetzen zu können. Sie bewerkstelligten das sehr geschickt. In Rinderort legte kein Mensch mehr Wert auf Rentabilität, und die besten Kutter mit den neuesten Netzen lieh man an Sikina aus. So meldete Rinderort bald die ersten großen Verluste — während Sikina mit Gewinn arbeitete. Um diese Entwicklung zu fördern, ging man bald in Rinderort dazu über, einen Teil die hier angelandeten Fänge nach Sikina zu transportieren und dort als Eigenfang auszugeben. Schon nach 8 Monaten erreichte man, was man wollte: die Verwaltung zog die Auflösung der Fischerei-Produktions-Genossenschaft (Kolchose) in Rinderort in Frage. Gleichzeitig wurde der Filialleiter der Genossenschaft von Sikina in Leningrad vorstellig und argumentierte: setzt so schnell wie möglich durch, daß wir selbständig werden, sonst müssen wir die Pleite von Rinderort mitbezahlen. Die Leningrader Fischerei-Zentrale war dankbar für den Hinweis und verfügte, daß die Sikinaer Genossenschaft ab sofort auf eigene Rechnung wirtschaftete und nicht mehr als Zweigbetrieb von Rinderort zu betrachten sei. Das gab Rinderort endgültig den Rest: nun bestand keine Aussicht mehr, die erlittenen Verluste durch den anderen Betrieb hereinzubekommen. Man löste Rinderort auf. Und: man gab den Fischern dort die Erlaubnis, nach Sikina abzuwandern und dort die Arbeit aufzunehmen.

Die schwerfällige sowjetische Bürokratie wird so von findigen Leuten immer wieder dafür eingespannt, der Abwanderung Vorschub zu leisten und sie legal durchzuführen. Es dauert zwar oft sehr lange, aber es führt meistens zum Ziel. Inzwischen sind zwar eine Reihe von Verfahren vor Verwaltungs- und Parteigerichten anhängig gemacht worden, aber es kommt kaum etwas dabei heraus. In Königsberg gibt man ganz offen zu, daß man bei Anwendung der richtigen Tricks machtlos gegen die Abwanderung ist. Nur in einigen Städten ist man vor solchen Tendenzen gefeit. Dort nämlich bietet man den Arbeitern und Funktionären bessere Wohnungen bzw. Häuser als sie normalerweise in ihrer Heimat bewohnen würden. Vor allem renovierte Gebäude aus deutscher Zeit sind sehr begehrt. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß gegenwärtig eine Aktion der Sowjets läuft, möglichst viele Altbauten zu reparieren und wieder instandzusetzen.



In Goldap ist die Welt zu Ende

„In Goldap ist heute die Welt zu Ende", so lauten die übereinstimmenden Urteile von Polen, die das östliche, polnisch verwaltete Ostpreußen in jüngster Zeit besucht haben, um über die Eindrücke später zu schreiben. Soweit sie imstande waren, Vergleiche mit Goldap zu deutscher Zeit anzustellen, fielen die Betrachtungen für die neuen Verwalter nicht eben schmeichelhaft aus.

Nördlich von Goldap beginnt ein 5 km breiter Streifen Niemandsland. Er ist das „Vorfeld" der Demarkationslinie zum nördlichsten Ostpreußen. Diese Linie teilt u. a. auch das berühmte ostpreußische Wildparadies, die Rominter Heide. Dies- wie jenseits der Linie sind scharfe Vorkehrungen getroffen, die ein unerlaubtes Überschreiten verhindern. Auf sowjetischer Seite sind die Militärstreifen mit Spürhunden ausgerüstet. Ebenso fehlt es nicht an zahlreichen Wachtürmen. Vorhanden ist ferner ein glatt gewalzter Todesstreifen, der jede Fußspur aufzeichnet. Zumindest an der Demarkationslinie ist im Verhältnis zwischen der Sowjetunion und Polen eine sonst nicht feststellbare „Kühle" der Beziehungen festzustellen.

Trostlos auch das Stadtbild! Ganze Straßenzüge sind unpassierbar. Man hat die Pflasterung herausgerissen und nach Bialystock verfrachtet. 4000 Einwohner fristen ein kärgliches Dasein zwischen Trümmern und Ruinen. 1939 zählte Goldap 12 700 Einwohner. Beim Russeneinfall während des ersten Weltkrieges wurden in Stadt und Kreis 2565 Gebäude zerstört. Über das Ausmaß der heutigen Zerstörungen erteilt keine Statistik Auskunft.

„Halbzeit“ im Lastenausgleich

Bisher größter Jahresumfang der Auszahlungen / Hausratshilfe bis auf ungeklärte Restfälle abgeschlossen

Mit 4,44 Milliarden DM haben die Auszahlungen und die sonstigen Leistungen des Lastenausgleichs im Rechnungsjahr 1959/60, das am 31. März 1960 abgeschlossen war, den bisher größten Jahresumfang erreicht. Zum ersten Male seit 1952 entsprachen auch die Ausgaben im abgelaufenen Rechnungsjahr den Mitteln, die vom Kontrollausschuß des Lastenausgleichs bereitgestellt worden waren.

Insgesamt 35,5 Milliarden DM sind somit aus Soforthilfe und Lastenausgleich an die Geschädigten verteilt worden. Dieses Ergebnis der Entschädigungsleistungen in zehneinhalb Jahren machte etwa die Hälfte des Gesamtaufkommens an Lastenausgleichsmitteln aus, die für die auf dreißig Jahre bezifferte Laufzeit des Lastenausgleichs — nämlich bis zum Jahre 1979 — vorgesehen sind. Darin wird deutlich, daß sich die Abwicklung des Lastenausgleichs — dank der anhaltend guten wirtschaftlichen Konjunktur — schneller vollzieht, als der Gesetzgeber bei der Verabschiedung des Lastenausgleichsgesetzes annehmen zu dürfen glaubte.

Im abgelaufenen Rechnungsjahr lagen die Gesamteinnahmen des Lastenausgleichsfonds mit 4,3 Milliarden DM beträchtlich über den Resultaten früherer Rechnungsjahre. Dieses besonders erfreuliche Faktum ist in erster Linie der Tatsache zu verdanken, daß die konjunkturelle Expansion der westdeutschen Wirtschaft viele Abgabepflichtige veranlaßte, ihre Lastenausgleichsschuld vorzeitig abzudecken und damit eine schnellere Hilfe für die Geschädigten zu ermöglichen. Mit 366 Millionen DM war das Aufkommen aus solchen Ablösungsbeiträgen im verflossenen Rechnungsjahr mehr als doppelt so hoch, als ursprünglich erwartet worden war. Die Vorfinanzierung des Lastenausgleichs durch Aufnahme von Kapitalmarktmitteln, für die insgesamt 500 Millionen DM veranschlagt worden waren, blieb hingegen mit 300 Millionen DM hinter dem vorgesehenen Betrag um 200 Millionen DM zurück.

Erstmals erreichte die Hauptentschädigung im abgelaufenen Rechnungsjahr einen größeren Umfang: Die Auszahlungen beliefen sich 1959/60 auf 556 Millionen DM. Seit dem Beginn der Hauptentschädigungsauszahlungen im Jahre 1957 sind damit insgesamt rund 340 000 Hauptentschädigungsansprüche im Gesamtbetrag von etwa 1 Milliarde DM erfüllt worden. Bis auf die wenigen noch ungeklärten Restfälle konnte die Hausrat-Entschädigung im verflossenen Rechnungsjahr des Lastenausgleichs abgeschossen werden. Dabei erreichten die Auszahlungen von Hausratentschädigung mit annähernd 1,1 Milliarde DM wiederum die Rekordhöhe des vorangegangenen Rechnungsjahres 1958/59. Die Gesamtsumme der Hausratsentschädigungsgelder, die seit dem Inkrafttreten des Soforthilfegesetzes ausgeschüttet worden sind, beläuft sich auf mehr als 8 Milliarden DM. Eine wichtige Aufgabe die dem Lastenausgleich gestellt worden war, hat damit ihre Erledigung gefunden.

Mit 1,2 Milliarde DM waren die Rentenleistungen des Lastenausgleichs im abgelaufenen Rechnungsjahr ebenfalls wesentlich höher als in früheren Jahren. Diese Tatsache ist insofern besonders beachtenswert, als sich die Zahl der Empfänger von Unterhaltshilfe und Entschädigungsrenten nicht unbeträchtlich vermindert hat. Das Ansteigen des finanziellen Aufwandes erklärt sich daher aus den Mehrleistungen auf Grund der Aufbesserung der Renten.

Mit über 700 Millionen DM waren die Hilfsmaßnahmen des Lastenausgleichs für den Wohnungsbau hingegen geringer als in den vorangegangenen Jahren. Das erklärt sich vor allem daraus, daß mit dem allmählichen Abklingen der Wohnungsnot andere Aufgaben des Lastenausgleichs mehr und mehr in den Vordergrund rücken und den Wohnungsbau in seinem finanziellen Volumen langsam aber sicher zurückdrängen.

Zehn Jahre Lastenausgleichsbank

Am 12. Mai dieses Jahres konnte die Lastenausgleichsbank in Bad Godesberg das erste Jahrzehnt ihrer Arbeit für die Eingliederung der Vertriebenen abschließen. Bei ihrer Gründung verfügte sie über ein Grundkapital in Höhe von 3 Millionen DM, die aus Marshallphan-Mitteln stammten. Durch Bundesgesetz vom 28. Oktober 1954 wurde sie in eine Kreditanstalt des öffentlichen Rechts mit eigener Rechtspersönlichkeit umgewandelt. Durch Beteiligung des Ausgleichsfonds wurde ihr Grundkapital auf 25 Millionen DM erhöht. Die Bilanzsumme der Bank, die zur Zeit etwa 700 Menschen beschäftigt, beläuft sich gegenwärtig auf rund 6,5 Milliarden DM.

Die Bank hat bisher rund 923 000 Lastenausgleichsdarlehen im Betrage von etwa 5,5 Milliarden DM ausgezahlt und treuhänderisch verwaltet. Darüber hinaus hat sie mit Hilfe von ERP-Geldern und anderen Geldmitteln rund 24 000 lang- und mittelfristige Kredite im Gesamtbetrage von etwa 680 Millionen DM refinanziert oder verbürgt. Diese Kredite kamen vor allem der wirtschaftlichen Eingliederung von Geschädigtenbetrieben zugute.

Seit 1953 hat die Lastenausgleichsbank für den Ausgleichsfonds durch Anleihen usw. rund 1,5 Mrd. DM beschafft. Sie ist dadurch zu einem wichtigen Faktor auf dem deutschen Kapitalmarkt geworden, was auch für die Zukunft gelten wird.

Die Lastenausgleichsbank steht mit 7400 Kreditinstituten in Verbindung, die als örtliche Hausbanken für die Letztkreditnehmer auftreten. Die Bank arbeitet mit kleinen und kleinsten Zinsmargen und Gebühren nach bankmäßigen Gesichtspunkten. Im Verhältnis der Gesamtsumme der von der Bank refinanzierten und verbürgten Investitions- und Betriebsmittelkredite betragen die Ausfälle seit 1950 nur rund zwei Prozent, was als gering anzusehen ist. Die Bank hat die unter ihre Obligo und unter ihre Bürgschaft fallenden Ausfälle aus eigenen Erträgen gedeckt.

Ferntrauungen in Polen

Welche Unterlagen sind für sogenannte „Handschuhehe“ erforderlich?

In der Öffentlichkeit herrscht größte Unklarheit darüber, welche Ukrunden und sonstige Unterlagen für eine polnische Handschuhehe erforderlich sind. Eine polnische Handschuhehe kommt dann zustande, wenn der eine Verlobte in Polen oder in den unter vorläufiger polnischer Verwaltung befindlichen deutschen Ostgebieten seinen Wohnsitz hat und es beiden Verlobten nach den Umständen unmöglich ist, gemeinsam bei der Eheschließung vor dem Standesbeamten zugegen zu sein.

Welche Urkunden müssen vorhanden sein, damit eine solche Eheschließung wirksam wird?

Artikel 6 des polnischen Familienrechtsgesetzes verlangt in diesen Fällen, daß die in der Bundesrepublik wohnhaften Verlobten nach Zustimmung des Gerichts und durch einen Bevollmächtigten (das ist die Form der sogenannten Handschuhehe, die in der Bundesrepublik einschließlich des Landes Berlin nach dem geltenden Ehegesetz unbekannt und daher nicht möglich ist) abgegeben werden kann. Diese Vollmacht muß schriftlich und in öffentlich-beglaubigter Form erteilt werden und diejenige Person genau bezeichnen, mit der die Ehe geschlossen werden soll. Die Vollmacht, die der in der Bundesrepublik wohnhafte Verlobte vor einem deutschen Notar abgibt, schafft somit die Hauptvoraussetzung für die Eheschließung vor dem polnischen Zivilstandesbeamten. Name und Siegel des Notars, der die Vollmacht erstellt, müssen in jedem Fall durch den Präsidenten des zuständigen deutschen Landgerichts beglaubigt werden.

Außerdem müssen dem polnischen Zivilstandesbeamten nach dem Gesetz über die Zivilstandsurkunden (Dekret vom 8. Juni 1955) noch folgende weitere Urkunden vorgelegt werden:

1. eine Geburtsurkunde;
2. eine Aufenthaltsbescheinigung der zuständigen Meldebehörde;
3. eine schriftliche Erklärung darüber, daß keine gesetzlichen Ehehindernisse bestehen.
4. evtl. ein Nachweis über die Auflösung oder Nichtigkeitserklärung früherer Ehen. In diesen Fällen genügt die letzte Heiratsurkunde mit dem Randvermerk über die Auflösung.

Außer der schriftlichen Versicherung über das Nichtbestehen gesetzlicher Ehehindernisse müssen alle aufgeführten Unterlagen durch die polnische Militärmission, Berlin-Grunewald, Lassenstraße 19/21, legalisiert werden.

Die auf diese Weise geschlossenen Handschuhehe hat nach dem polnischen Recht volle Wirkung. Dem in Polen wohnhaften Ehegatten wird die Ausreise nach Deutschland in der Regel nicht mehr verweigert.

Zweite Hauptentschädigung

Das Bundesausgleichsamt teilt mit, daß Hauptentschädigung aus dem Lastenausgleich bis zu 50 000 DM jetzt auch an Berechtigte gezahlt wird, die das 75. Lebensjahr vollendet haben oder es im Kalenderjahr 1960 vollenden werden. In den folgenden Jahren kann, so heißt es weiter, die Hauptentschädigung bis zu dieser Höhe gezahlt werden, wenn die Berechtigten während des Jahres das 75. Lebensjahr erreichen.

Grüne Versicherungskarte jetzt auch in Polen gültig

Für westliche Touristen, die Polen im eigenen Pkw bereisen wollen, soll es in diesem Jahre einige wesentliche Erleichterungen geben. Wie Radio Warschau meldete, gelte in ganz Polen jetzt auch die internationale grüne Versicherungskarte, nachdem die polnische Versicherungsgesellschaft „Warta“ ein entsprechendes internationales Abkommen getroffen habe. Außerdem sei es jetzt möglich, die sogenannten Benzinbons für Devisen in unbeschränkter Menge bereits im Ausland zu kaufen, für welche ein Auslandstourist in Polen Benzin zu Preisen tanken könne, die um 30% unter dem Marktpreis lägen. Des weiteren sei man jetzt auch in der Lage, Autopannen an Ort und Stelle durch fahrbare Reparaturwerkstätten zu beheben. Für die Auswahl der Reiseroute gäbe es für einen Auslandstouristen, wenn er im Besitz eines gültigen Visums sei, „keinerlei Beschränkungen mehr.“

Zwischenbilanz der Aussiedlung

In der Zeit von 1950 bis zum 31. März 1960 sind in den Grenzdurchgangslagern Friedland, Piding und Schalding 443 367 Zugänge zu verzeichnen. Rechnet man die Transporte mit 1489 Kindern aus Jugoslawien hinzu, die in den Jahren 1950 bis 1954 ins Bundesgebiet kamen, so ergibt sich eine Gesamtzahl von 444 856 Personen. Unter den 443 367 Zugängen von 1950 bis zum 31. März 1960 befinden sich 398 860 oder 90 Prozent Aussiedler und 44 507 oder 10 Prozent Vertriebene, die über das freie Ausland ins Bundesgebiet gekommen sind.

*

Förderung zeitgenössischer ostpreußischer Komponisten

Im Jahresbericht 1959 des Ostpreußischen Musikstudios Salzgitter, der jetzt fertiggestellt wurde und an die in der Bundesrepublik verstreut lebenden Mitarbeiter zum Versand kam, wird auf die mannigfache Arbeit hingewiesen, die sich das Studio als Ziel gesetzt hat. Im wesentlichen war es der Lichtbildervortrag über das Musikleben in der alten Heimat, der das Studio immer bekannter machte. Bedauert wird in dem Bericht, daß das Unterhaltungskonzert „Parade der heiteren Noten“, mit Werken ostpreußischer Komponisten, noch nicht zur Aufführung kommen konnte, da die hierfür notwendigen Musiker bislang nicht zur Verfügung standen. Das Konzert wird zu einem späteren Zeitpunkt zur Durchführung kommen.

Ferner hat der Notenfundus zugenommen, das geht ebenfalls aus dem Bericht hervor. Zum Teil handelt es sich um handgeschriebene Noten, die Komponisten dem Studio schickten. Das Musikstudio, dessen Gründer und Leiter G. Staff ist, besteht nunmehr seit fünf Jahren. Der Bericht schließt damit, daß das Ostpreußische Musikstudio Salzgitter eine landsmannschaftlich unterstützte Institution ist, deren Aufgabe darin besteht, ein Teilgebiet ostdeutscher Kultur dem Vergessen zu entreißen und in die Gegenwart hineinzustellen, aber auch, um musikalische Schöpfungen zeitgenössischer ostpreußischer Komponisten zu fördern und aufzuführen und den landsmannschaftlichen Gruppen mit Rat und Hinweisen zur Verfügung zu stehen.





Der Königsberger Maler Max Lindh

Zu seinem 70. Geburtstag am 1. Juni 1950

Wenn man einen Maler seit Jahrzehnten aus dem Auge verloren hat, dann ist man, sobald man ihm plötzlich begegnet, sehr gespannt, was aus ihm geworden ist, zumal, wenn er seit langem in Mitteldeutschland lebte und wirkte, über dessen Innenleben man wenig genug weiß.

Die Begegnung mit Max Lindh vor einiger Zeit wurde zu einer Überraschung. Da hingen in seinem schönen, stilvollen Ostberliner Heim, weit vor den Toren der geräuschvollen Weltstadt, Ölbilder, Aquarelle, Graphiken, in denen man den alten Max Lindh kaum wiedererkannte. Hatte er früher etwas von der Farben- und Seelenschwere seines Lehrers Arthur Degner in seinen Gemälden und Aquarellen, in diesen neuen Bildern war von solcher Schwere nichts mehr zu entdecken. Sie waren in den Farben, in den Stimmungen, in der Linienführung geradezu beschwingt. Sie waren Gebärden des Lichts, schienen sorgen- und mühelos geschaffen zu sein, aus der Hochstimmung eines Herzens, das voll freudiger Ehrfurcht war über die Schönheit der lebendigen Natur.

Abseits von all den Zeugnissen unserer ins Automatenhaft-Zivilisatorische abgesunkenen Kultur ist Max Lindh eigenwillig seinen Weg gegangen. Bei seinen Bildern fragt man nicht erst, was sie darstellen und sagen sollen. Man fühlt ihr seelisches Fluidum sofort unmittelbar. Dabei ist Lindh alles andere als ein gewandter Abzeichner der Natur. In seinen Landschaftsbildern in Öl und Aquarell empfindet man hinter dem Sichtbaren stets das Unsichtbare, den metaphysischen Quell und Hintergrund aller Wesen und Dinge.

Lindh ist nicht sogleich an die Malerei gekommen. Und später hat er die Kunst nur für wenige Jahre zum Brotberuf gemacht. Er begann auf der Kunstgewerbeschule und kam erst dann zu Professor Degner an die Königsberger Kunstakademie. Freischaffender war er nur in den Jahren von 1924—1930. Dann rief man ihn als Kunsterzieher an ein Königsberger Gymnasium. 1934 wurde er Dozent, 1937 Professor für Kunsterziehung und wirkte als solcher von 1946 ab an der Universität in Rostock, wo er bis zur Emeritierung Direktor des Institutes für Kunsterziehung und Leiter des Ateliers der Universität war.

Daneben betätigte er sich auch schriftstellerisch. Seine Arbeiten „Die Malerei der Gegenwart und die Jugend“, „Maler bäuerlichen Lebens“, „Über die Malweise unserer Meister“, „Beitrag zur Gesetzmäßigkeit der einfachen bildhaften Gestaltung“ legen beredtes Zeugnis dafür ab. — Schon die Universitätsarbeit war ein reiches Arbeitsfeld. Die Kunst selbst war in jenen Jahren den stillen Feierstunden vorbehalten. Aber das gerade gab ihr vielleicht ihre seelische Eindringlichkeit, von der zahlreiche Kritiken sprachen, wenn Max Lindh in Königsberg, in Pommern, Mecklenburg, Erfurt und Berlin seine Arbeiten zeigte.

Als Ganzes: ein Leben und Schaffen, dem man nicht zuletzt Dank zu sagen hat, weil es sich auf dem nicht leichten Wege zu seiner Vollendung immer treu geblieben ist.

Fritz Kudnig

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

In Schweden heißen viele Jungen Rasmus. Daher kommt es, daß in jedem der beiden folgenden Bücher von Astrid Lindgren ein Rasmus zwar die Hauptrolle spielt, daß es sich aber dennoch um zwei verschiedene Jungen handelt.

Der eine Rasmus hat keine Eltern mehr und lebt im Waisenhaus. Eines Tages reißt er von dort aus, denn er sehnt sich nach einem Menschen, der es gut mit ihm meint. Und wer nimmt sich des kleinen Ausreißers an? Oskar, der Landstreicher! Mit ihm zusammen verlebt Rasmus einen herrlichen aufregenden Sommer. Was ihnen auf der Wanderschaft alles zustößt, und wie es sich fügt, daß Rasmus schließlich für immer bei Oskar bleiben darf: das ist eine so schöne, lustige und zugleich rührende Geschichte, daß Frau Lindgren dafür mit dem Internationalen Jugendbuchpreis 1958 ausgezeichnet wurde.

Astrid Lindgren: RASMUS UND DER LANDSTREICHER. Illustr. von Horst Lemke, Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg. 208 S., Hln. DM 7,80.

Der andere Rasmus ist der Sohn eines schwedischen Polizeibeamten. Er, sein Freund Pontus und der Rauhhaardackel Toker werden in eine tolle Geschichte verwickelt, in deren Verlauf sich ein Schwertschlucker namens Alfredo und dessen Kumpan Ernst als ziemlich dunkle Ehrenmaäner entpuppen. Aber Rasmus und Pontus bringen es nicht nur fertig, einen geheimnisvollen Silberdiebstahl aufzudecken; es gelingt ihnen sogar, die beiden Gauner zu einem weiteren Einbruch anzustiften (aber das Haus wo sie einbrechen, ist „ganz zufällig" die Västvaniker Polizeiwache!)

Astrid Lindgren: RASMUS, PONTUS UND DER SCHWERTSCHLUCKER. Illustrationen von Horst Lemke. Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg. 192 S., Hln. DM 7,80.

Woher kommt der Ausdruck?



Er hat Lunte gerochen . . .

Das heißt, er ist wohl mißtrauisch geworden, er hat wohl „Wind bekommen" von unseren Plänen! So spricht man es hin, aber wer weiß heute noch, was eine Lunte ist?

Als man anfing, bei kriegerischen Auseinandersetzungen sich der Feuerwaffen zu bedienen, spielte die „Lunte" eine große Rolle. Dies war eine lange Zündschnur aus Hanfstrick, die zum Glimmen gebracht wurde, und langsam kroch der glimmende Funke bis zur „Pfanne" der Gewehre oder der Geschütze und brachte dort das Pulver zur Entzündung. Der brenzlige Geruch, den die glimmende Lunte verbreitete, wurde oft zum Verräter. Der Feind nahm den brenzligen Geruch wahr, bevor geschossen wurde, und konnte sich in Sicherheit bringen.

Sie wohnen alle vier in der Schwedengasse: Ted, Wilm, Rieke und Uwe Claasen. Ihr Treffpunkt ist die verlassene Ziegelei hinter der Pension „Seemannsruh". Zuerst wollen sie von Pennie, dem Negerjungen aus Transvaal, nichts wissen. Aber dann werden sie dicke Freunde. Und die Freundschaft der Schwedengäßler mit dem braunen Boy aus Südafrika bewährt sich nicht nur im Kampf gegen die „Ratten" aus der Hafengasse, sondern auch auf der unfreiwilligen Seefahrt mit dem Wrack der „Lady", eines gestrandeten Frachtschiffes.

Hans Pille: TREFFPUNKT ALTE ZIEGELEI. Die Geschichte vom Umzug in die Schwedengasse, von Riekes Zöpfen, einem Neger und der Nacht auf dem Wrack. Zeichnungen von Helen Brun. Verlag Herder, Freiburg. 153 S., Hln. DM 6,20.

Zwei Negerjungen vom Stamm der Suaheli sind die Helden des nächsten Buches. Der Verfasser hat lange Zeit selbst in Ostafrika gelebt, und man merkt es seiner Geschichte deutlich an, daß er mit dem Leben der schwarzen Fischer von Usambara von Grund auf vertraut ist. Seit Ali und Juma den seltsamen roten Klumpen aus dem Meer gefischt haben, reißt für sie die Kette der Abenteuer nicht mehr ab. Daß sie trotzdem mit heiler Haut in ihr Fischerdorf zurückkehren, ist eigentlich fast ein Wunder.

R. Forbes-Watson: AMBARI. Abenteuer um das schwimmende Gold. Illustrationen von Kiddell-Monroe. Verlag Herder, Freiburg. 125 S., Hln. DM 4,80.

Nun folgen drei Bücher aus dem Gebrüder Weiß Verlag, die ich allen denen von Euch empfehlen möchte, die sich für vergangene Zeiten interessieren.

Da ist zunächst eine „Weltgeschichte für die Jugend". Die beiden Verfasser erzählen darin sehr packend und anschaulich von den Schicksalen der Völker und Reiche, von den Urmenschen bis herauf in unsere Tage. Das Buch hat den Vorzug, daß es im Gegensatz zu vielen anderen Geschichtsbüchern kein bißchen trocken wirkt. Man kann darin lesen wie in einem Abenteuerbuch, nur mit dem Unterschied, daß es lauter Geschichten enthält, die nicht erst erfunden zu werden brauchten, sondern wirklich geschehen sind.

Polt-Achleitner: KLEINE WELTGESCHICHTE FÜR DIE JUGEND. Illustriert von Rudolf Totter. Gebrüder Weiss Verlag, Berlin-München. 322 S., Leinen DM 9,80.

Wollt ihr erfahren, wie die Menschen früher gelebt haben? Wie es beispielsweise auf einer Großbaustelle im alten Ägypten zugegangen ist — was für Rechte und Pflichten die Bürger einer mittelalterlichen Stadt hatten — unter welch kümmerlichen Bedingungen die Bauern und Arbeiter im 19. Jahrhundert ihr Dasein fristeten? Dies und vieles andere schildert Euch Kurt M. Jung in seiner „Kulturgeschichte für die Jugend". Wenn Ihr die zehn Kapitel dieses ungemein interessanten und lehrreichen Werkes gelesen habt, werdet ihr ermessen können, um wieviel einfacher und bequemer wir modernen Menschen es in den meisten Dingen des täglichen Lebens haben als unsere Vorfahren.

Kurt M. Jung: KLEINE KULTURGESCHICHTE FÜR DIE JUGEND. Illustrationen von Bernhard Borchert. Gebrüder Weiss Verlag, Berlin-München. 312 S. m. 50 Abbildungen und 23 Fotos auf Kunstdrucktafeln, Leinen DM 9,80.

Auch die Musik hat ihre Geschichte, und sie ist um nichts weniger interessant als die Geschichte der Völker und Staaten. Friedrich Herzfeld versteht es meisterhaft, seine Leser in das Musikleben vergangener Epochen einzuführen, ohne daß darüber die neue und neueste Musik zu kurz käme. Das Buch bringt eine Fülle hervorragend erzählter Geschichten vom Leben und Schaffen bedeutender Tonkünstler, vermittelt aber zugleich auch manchen allgemeineren Einblick in das Kultur- und Geistesleben der betreffenden Zeitalter. Ich halte es für ganz ausgezeichnet in seiner Art und wünschte mir nur, daß recht viele von Euch Gelegenheit bekämen, es zu lesen.

Friedrich Herzfeld: KLEINE MUSIKGESCHICHTE FÜR DIE JUGEND. Illustriert von Bernhard Borchert, Gebrüder Weiss Verlag, Berlin-München. 320 S., Leinen DM 9,80.

Zuguterletzt auch diesmal wieder ein Tip für die kleineren Leseratten, und zwar heute ein Bastlertip! Wenn Ihr das liebe langen Jahr hindurch um lustige Basteleien nicht verlegen sein wollt, dann haltet Euch an die Bastelhanne. Sie verrät Euch, wie man sich mit ein wenig Geschick und den nötigen Kniffen aus wertlosem Krimskrams die schönsten Spielsachen und Geschenken zusammenbasteln kann.

Hanni Prowe: DIE BASTELKISTE. Lustige Basteleien fürs ganze Jahr. Mit vielen Zeichnungen von Renate Denkhaus. Union Verlag, Stuttgart. 160 S., Hln. 4,80.

So, meine lieben Leseratten, damit hätten wir's für diesmal wieder. Ich wünsche Euch alles Gute und bin mit herzlichem Gruß

Euer Otfried Preußler



Nummer 6 Juni 1960

Heideritt

Von Heinz E. A. Koch



„Jetzt kommen die lustigen Tage..."

Wieder einmal wohne ich für ein paar Tage unter dem dicken, bemoosten Strohdach eines einstelligen Hofes, der, verborgen in seinem Eichenhain, inmitten der einsamen Weite des Lüneburger Landes liegt.

Ein Tag, wie er nicht schöner sein kann, steht über der Heide. Die Sonne scheint warm aus dem unendlichen Blauhimmel, bunte Falter gaukeln zwischen den seltsamen Wacholdergebilden umher, und aus dem Walde und den Birken am Wege klingt das Jubilieren der Vögel. Es ist Anfang Juni. Der Ginster blüht, und die Kiefern haben sich mit frischgrünen Sprießen besteckt; in allen Nestern betteln die Jungvögel nach Futter, und in den dunklen Dickungen der Wälder haben Hirsche und Rehe ihre Kinderstuben.

Früh schon war ich heute morgen aufgestanden. Eine Singdrossel, die jeden Morgen in den alten Hofeichen vor meinem Fenster ihr Lied singt, weckte mich. Schnell sprang ich aus dem Bett, kleidete mich an und ging in den Stall, um Donar, mein Pferd, einen herrlichen Braunen hannoverscher Zucht, zu versorgen. Mit fröhlichem Wiehern begrüßte mich der Hengst, und nachdem ich mich am Brunnen frischgemacht und gemeinsam mit Ingrid, der jungen Bauerntochter, gefrühstückt hatte, ritt ich hinaus in die von der Morgensonne vergoldete Heide.

Einige Stunden sind seitdem vergangen. Jetzt rasten wir hier am Rande des kleinen Heidmoores, Donar und ich. Das treue Tier steht im Schatten einer Birke und döst mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin, ab und zu mit dem langen, glänzenden Schweif die Fliegen vom Körper fegend, wenn sie allzu aufdringlich werden.

Ich liege der Länge nach im Heidekraut und mache mir so meine Gedanken. Alles ringsum atmet Frieden, ja Ruhe und paradiesischer Frieden scheinen um uns zu sein. Doch wenn ich mich ein wenig aufrichte und über den Boden sehe, ändert sich schon das Bild. Eilig hasten Laufkäfer dahin, krabbeln an den Heideästchen hoch, fallen in den Sand zurück und eilen weiter; Ameisen, schwarze, kleine Ameisen ziehen in endloser Kette dahin und schleppen Holzstückchen und Tannennadeln, einige quälen sich mit einer toten Raupe ab, und wieder andere laufen scheinbar wahllos umher. Die Vögel singen, und es hört sich wunderschön an. Doch der Gesang bedeutet: hier bin ich, hier ist mein Revier, und wer es wagt, in diesen Bezirk einzudringen, wird von mir bekämpft! Noch spielen die Mäuschen unbekümmert auf der Wiese; doch schon im nächsten Augenblick kann wie der Wind ein Falke unter ihnen sein und mit seinen Spitzen Krallen den Tod bringen. Dort hinten bei dem großen Findling schnürt ein Fuchs. Seine Jungen im Bau haben Hunger, und so muß auch er töten, damit sie satt werden. Wohin ich sehe, tritt mir der Kampf, das harte Ringen um das Leben entgegen. — Doch es mag wohl gut so sein, denn unser Herrgott hat es so gewollt.

„Donar", sage ich jetzt leise, „wollen wir weiter?" Das Pferd hebt den Kopf, sieht mich aus seinen dunklen Augen an und wiehert leise, als habe es mich verstanden. Ich sitze wieder auf, und im flotten Trab geht es über die Heide, daß des Pferdes Mähne und meine Haare im Winde fliegen.

Sonnenwende auf der Frischen Nehrung

Sommer war es in der alten Ordensstadt am Elbingfluß. Klaus und Dieter stürmten aus der Schule nach Hause. Kein Menschenauflauf, kein Verkehrsunfall konnte sie heute aufhalten. Es war Sonnabend und Sonnenwende, und es sollte mit der Gruppe auf die Frische Nehrung gehen. Schnell „verdrückten“ sie das Mittagessen, zogen die „Kluft“ an und nahmen den schon am Abend vorher gepackten „Affen“ auf den Rücken.

An der Leegen Brücke warteten die anderen Jungen, und gleich ging es über den Laufsteg auf die gute alte „Flora“, den Dampfer, der sie alle nach Kahlberg bringen sollte. Die Dampfersirene heulte zum drittenmal. Das Echo brach sich an den alten Häusern der Hansestadt und weckte in den Herzen der Jungen Fernweh nach weiter See und fremden Ländern. Zwei, drei Matrosen zogen den Laufsteg ein und warfen die Taue los. Die Maschinen begannen zu stampfen, und langsam schob sich das Schiff vom Ufer fort in den Fluß und nahm seine Fahrt auf.

Am Bug wehte der Wimpel der Gruppe. Im Schatten der Reling lagen die „Affen“ sauber aufgeschichtet. Dieter und Klaus standen zuerst noch mit ihren Freunden umher und ließen die Hellinge der Schichau-Werft an sich vorübergleiten. Die Stadt blieb zurück, und das weite Land tat sich zu beiden Seiten des Flusses auf. Da erklangen Lieder, und die Vorfreude auf die geliebte Nehrung, auf Wasser, Sonne und Sand, auf die Sonnenwende ließ die Herzen höher schlagen.

An der Elbing-Mündung grüßten die ersten Möwen das Schiff und begleiteten es über das Haff. Rechte Sommervögel waren die Möwen jetzt im hellen Sonnenschein, anders als im Spätherbst und Winter, wenn Sturm und Regen, Kälte und Schnee und Eis sie bis in die Stadt kommen ließen, wo sie zwischen den Brücken ihr Spiel trieben.

Die Maschinen arbeiteten nur noch mit halber Kraft, dann standen sie still. Die Schiffsschraube drehte sich nicht mehr. Von der Zedler-Mole in Kahlberg schoben ein paar Männer den Laufsteg heran, und im Gänsemarsch, einer hinter dem anderen, verließ unsere Gruppe das Schiff. An kleinen Fischerhäusern, an Hotels und Ferienheimen vorbei ging es durch den hübschen Ort. Nun ja, in der Molkerei Schroeter an der Bellevue-Straße zu sitzen und Yoghurt zu löffeln, war auch ganz schön, aber viel mehr zog es hinaus in die Einsamkeit des Strandes. Hinter Schmergrube in der Vordüne bauten die Jungen ihr Zelt, daß sie den Atem der See selbst in der Nacht im Schlaf spürten. Der Förster in Schmergrube kannte sie gut, und mit seinem Einverständnis durften sie in der Schonung, die ohnedies gelichtet werden mußte, Kiefern fällen, soviel sie wollten. Sie wußten, daß sie nur die trockenen und in der Entwicklung zurückgebliebenen nehmen durften. Fünfzehn bis zwanzig Kiefern häuften sich. Als die Jungen die Bäume auf ihren Rücken zum Strande hinuntertrugen, sah es aus, als ob ein Wäldchen über die Düne wanderte. Unten am Strande errichteten sie einen gewaltigen Holzstoß für das Sonnenwendfeuer.

Nach aller Arbeit ging es dann aber endlich zum Baden in die See. Fern am Horizont wehten Rauchfahnen. Dort zogen Dampfer ihre Bahn nach Riga und Reval, zur Insel Gotland und nach Finnland, dem Land der tausend Seen. Die Gedanken wanderten: „Dort weit hinter dem Horizont liegt Schweden. Die Wellen derselben Ostsee, in der wir hier schwimmen, toben und lachen, bespülen die Ufer Schwedens, des fernen Landes der Sehnsucht, erhofftem Fahrtenziel.“

Mit dem Abenddampfer sind inzwischen die Nachzügler, die „Berufler“ der Gruppe, eingetroffen. Nun sitzen alle in den Dünen hinter dem Zelt, trinken Tee und lassen es sich schmecken.

Dann findet sich der Kreis zum Thing, zur feierlichen Beratung. Es wird nicht dunkel in der Mittsommernacht. Als nach dem Thing alle schweigend über die Düne zum Holzstoß am Strand ziehen, liegt im Westen über der See, dort, wo die Sonne unterging, noch immer ein schwacher Glanz, obwohl es bald Mitternacht ist.

Einer entzündet die Fackel, und ihr Träger stößt sie tief hinein in den Holzstoß, aus dem die Flammen gen Himmel schlagen. Das Sonnenwendlied „Flamme empor“ klingt in die Nacht, und wie ein Perlenkranz leuchten andere Sonnenwendfeuer rund um die Danziger Bucht, von Pillau bis Zoppot und bis zur Halbinsel Hela. Der „Chef“ spricht zu seinen Jungen von der Liebe zur Heimat, von heißem Wollen und Bemühen. Er schließt mit den Worten aus dem Buch „Gruppe Bosemüller“ von Werner Beumelburg: „. . . Aber statt dessen ist mir ein Neues aufgegangen, ein hundertmal Größeres, ein Ungeahntes. Das seid Ihr, Du und Bosemüller und Schwarzkopf und die anderen. Und vielleicht, wenn ich es recht bedenke, sind wir so auf dem Weg zum Vaterland. Vielleicht ist die Kameradschaft nur der kleine, sichtbare, für uns faßbare Teil des Ganzen. Denn, so sage ich mir, wie es bei uns ist, so ist es gewiß auch bei den anderen, beim ganzen Heer, wir können es bloß nicht sehen. Später aber, wenn wir zurückkommen, so werden wir einander gewiß sehen, und dann wird aus den vielen, kleinen Kreisen der große Kreis, der das Ganze umfaßt. So ist es wohl, wir müssen von vorn anfangen, vom kleinen Kreis, von Mensch zu Mensch, damit wir nachher das Ganze begreifen können, den großen Kreis. Und das war früher unser Fehler, daß wir den großen Kreis begreifen wollten, ohne den kleinen zu kennen . . . — Jetzt hat uns das Schicksal eine grausame Lehre gegeben. Wen es aber hindurchkommen läßt, der hat bestanden . . . .“

Schon springen die ersten Jungen über das herabgebrannte, zusammengefallene Feuer, zuerst einzeln, dann zu zweit. Der Kreis wird geschlossen zum letzten Lied: „Kein schöner Land in dieser Zeit als hier das unsere weit und breit.“ Schweigend zieht die Gruppe hinauf zum Zelt. Nur Klaus und Dieter, die Unzertrennlichen, bleiben als Feuerwache zurück. Ruhig hebt und senkt sich die See. Im Osten dämmert bald ein neuer Tag, ein neuer Tag voller Lachen und Spielen. Der Ball wird fliegen, der Speer und der Bumerang. Die See wird locken, immer wieder hinauszuschwimmen. Die Sonne wird alle bräunen in dieser hohen Zeit des Jahres, bevor sie am Abend müde heimfahren in ihre alte Stadt am Fluß.

Bernhard Heister

Zeltlager der Ostpreußischen Jugend

Die Ostpreußische Jugend wendet sich mit einem Aufruf an alle ostpreußischen Eltern und Jungen und Mädel, in dem es heißt: „Auch in diesem Jahre führen wir ein Zeltlager für Mädel und Jungen durch. Wir haben uns für Oerlinghausen entschieden. Oerlinghausen liegt in der Nähe von Bielefeld inmitten des Teuteburger Waldes, ganz von Wäldern umgeben. In der Nähe liegt ein wunderschönes Waldbad, so daß wir auch baden können.

Wir wollen in dieser Zeit (6. bis 20. August 1960) tüchtig wandern, baden, singen, volkstanzen, Sport treiben und von der Heimat hören. Doch vor allem wollen wir uns erholen.

Wir laden Euch, liebe Mädel und Jungen, alle herzlich dazu ein!“ Des weiteren wird bekanntgegeben, daß die Kosten für diese zwei Wochen für 10- bis 14jährige DM 40,— und ab 14 Jahren DM 45,— betragen. Die Fahrtkosten müssen von den Teilnehmern selbst getragen werden. Anmeldungen sind bis zum 18. Juli zu richten an: Hans Herrmann, Herne/Westf., Ringstraße 47.

Zwischenergebnis des Briefmarken-Wettbewerbs

Als Zwischenergebnis ihres Aufrufs zu einem Wettbewerb um ostdeutsche Briefmarken-Motive verbuchte die Deutsche Jugend des Ostens bereits mehr als 30 Einsendungen, darunter Entwürfe namhafter Künstler. Der Wettbewerb ist noch im Gange; letzter Einsendetermin: 31. Juli 1960. Teilnahmebedingungen können bei der DJO-Bundesverwaltung, München 8, Trogerstraße 32, angefordert werden.

Auch der DJO-Aufruf zur Erstellung ostdeutscher Motiv-Sammlungen erfreut sich eines großen Echos. Hauptsächlich in Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Bayern sind Einzelsammler und Gruppen junger Philatilisten dabei, in Alben und auf Wandtafeln Deutschlands Geschichte sowie Landschaftsbilder mit Hilfe von Postwertzeichen darzustellen.

Die besten dieser Sammlungen werden in Verbindung mit einer Graphik-Schau im kommenden Herbst und Winter auf einer Wanderausstellung in verschiedenen deutschen Städten gezeigt werden.

Licht

MUSS WIEDER WERDEN

NACH DIESEN DUNKLEN TAGEN /

LASST UNS NICHT FRAGEN /

OB WIR ES SEHEN /

ES WIRD GESCHEHEN /

AUFERSTEHEN

WIRD EIN NEUES LICHT!

Hermann Claudius

Die Johannisnacht

in Brauchtum und Sage der ostdeutschen Provinzen

Die Gebiete östlich der Elbe sind ärmer an alten Volksbräuchen als der westliche Teil des Landes. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, daß die Überlieferung des Brauchtums undenkbar ist ohne die Pflegestätte, die die dörfliche Gemeinschaft darstellt, umrahmt von einer ganz bestimmten Landschaft. Die ersten deutschen Einwanderer während der großen Ostkolonisation aber hatten fast alle Bindungen zur alten Heimat abgebrochen. In einer völlig andersgearteten Landschaft rangen sie in mühseliger Arbeit dem kargen, wilden Boden ihr Brot ab. Sie hatten die ersten Jahre wenig Zeit, Feste zu feiern. So entstand eine Lücke in der Überlieferung alter Bräuche, die nicht mehr ganz geschlossen werden konnte.

So verhält es sich auch mit den Bräuchen um die Sommer-Sonnenwende. Das Anzünden von Holzstößen wurde in Ostpreußen kaum gekannt. (Erst Anfang unseres Jahrhunderts wirkte die Jugendbewegung hier neubelebend.) Eine Ausnahme bildete lediglich das Memelland. Doch da die litauische Bevölkerung diesen Brauch gleichfalls pflegte, liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß dieser Brauch von hier aus seine Neubelebung erfuhr, zumal er hier in Verbindung mit einem anderen erscheint, der meines Wissens in Deutschland sonst nirgends üblich war. Man umwickelt Kartoffeln mit ölgetränktem Flachs oder Werg, diese werden sodann auf Spieße gesteckt, angezündet und in die Luft geschleudert. Wie Sternschnuppen ziehen sie über den dunklen Nachthimmel.

Reich und vielgestaltig aber war das Brauchtum zur Sonnenwende nördlich und südlich der Sudetenkette, in Schlesien also und formenreicher noch im Sudetenland. Uraltes Brauchtum verband sich sinnvoll mit neuen Formen. Vereinzelt war es noch Sitte, das Feuer auf altertümliche Weise durch Reibung zweier Hölzer zu erzeugen, und zwar mußte diese Handlung von einem Jüngling vorgenommen werden. Mit diesem „reinen Feuer“ wurde der Sonnwendstoß angesteckt. Auf allen Höhen brannten die Feuer. Burschen und Mädchen tanzten im Reigen darum, faßten einander an den Händen und sprangen paarweise über die Flammen. Das Feuer segnete den Bund. Kränze aus neunerlei Kräutern und Blumen wurden von den Mädchen gewunden, über das Feuer geworfen und dann das ganze Jahr über sorgfältig verwahrt. Zauberkräfte schlummern darin, heißt es. Oder die Kränze und Sträuße wurden ins Feuer geschleudert, begleitet von geheimen Herzenswünschen.

Das flammende Rad ist ein uraltes Symbol des sich ewig erneuernden Lebens. Es spielte bei den Sonnenwendfeuern unserer heidnischen Vorfahren eine große Rolle. Von Bergen und Hügeln rollten in der Mittsommernacht die brennenden Räder zu Tal. Dieser nahezu ausgestorbene Brauch wurde in den letzten Jahrzehnten von der Jugend wieder aufgenommen und gepflegt. Als Reste dieses Brauches aber dürfte wohl das Fackelschwingen anzusprechen sein, das zu beiden Seiten des Riesen- und Altvatergebirges lebendig war. Zerbrochene Rechenstiele und alte Besen wurden mit Teer getränkt und abends am Sonnwendfeuer angezündet. Durch Schwingen vor dem Körper erzeugte man weithin sichtbare Feuerräder. Oder man warf die Fackeln mit Schwung hoch in die Luft, daß sie sich mehrmals überschlugen und so flammende Ornamente an den Himmel malten.

Volksglauben, Sage und Märchen sind naturgemäß in reicherer Fülle anzutreffen, da sie der bloßen mündlichen Wiedergabe bedürfen, für die sich an den langen Winterabenden stets Gelegenheit bot. Sie sind weit weniger an eine bestimmte Gemeinschaft und Landschaft gebunden, als es das Brauchtum, mehr noch die Volkstrachten und die bodenständige Bauweise sind. So finden wir zum Beispiel bei den verschiedensten Völkern mit geringen Abweichungen und Ausschmückungen ein und dieselben Sagen, Legenden und Märchen. Sie speisen sich aus einer Vielzahl von Quellen, deren älteste in fernste Zeiten zurückreichen mögen und im einzelnen heute nicht mehr zu bestimmen sind.

In der Johannisnacht, der Hochzeit des Jahres, feierten die keltischen Völkerschaften die Vermählung des Himmels mit der Erde, die Germanen bannten mit ihren Feuern die Dämonen, die sie in Blitz und Donner ahnten, in die Nacht. Eine Nacht, reich an Zauber und Offenbarung! Der kopflose Mann geht um, eine Vorstellung, die dem Einbruch der christlichen Lehre zuzuschreiben ist und an die Enthauptung Johannes des Täufers erinnert. Raben und Elstern bedienen sich in dieser Nacht der menschlichen Sprache. Wer ihnen um Mitternacht lauscht, erfährt von vergrabenen Schätzen und anderen Geheimnissen.

In der Mitternachtsstunde treibt das Farnkraut eine goldene Blüte. Wer sie zu finden weiß, dem dienen die Unterirdischen, dem sind alle Reichtümer der Erde zu eigen. Auch werden in der Johannisnacht die begehrten, Schätze hebenden Springwurzeln gefunden und Wünschelruten geschnitten. In der Uckermark hält man den Johannistag für die beste Zeit, sich einen Hausgeist oder Heinzelmann zu besorgen, der mit unsichtbaren Händen überall zupackt, wo es nottut, vor allem bei der bevorstehenden Ernte. Verwunschenen Seelen und Verzauberten ist in dieser Nacht Gelegenheit zur Erlösung gegeben. Die Unterwelt sendet die Seelen wieder hervor, heißt es in der Gegend von Posen, und untergegangene Städte, Dörfer und Kirchen geben Zeichen oder kommen an die Erdoberfläche. Hexen und Dämonen halten ihre Umtriebe. Sich gegen sie zu schützen malte man in Ost- und Westpreußen am Johannisabend Kreuze an Türen und Fensterladen.

Mit den verschiedenen Orakelfragen sucht man Einblick in die Zukunft zu gewinnen. Aus Ostpreußen sind uns einige bekannt, derer sich die Mädchen bedienten, um sich in ihren Liebesangelegenheiten Gewißheit zu verschaffen, wie zum Beispiel das „Tunscheddern“ (Zaunschütteln), „Kulkengrowen“ (Löchergraben), „Bifotbrecken“ (Beifußbrechen), oder das „Himmelschlötelstecken“ (das Stechen von Himmelsschlüsseln). Die Mädchen des Böhmerwaldes können das Bild ihres Zukünftigen erblicken, wenn sie in der Johannisnacht schweigend einen Kranz aus Blumen winden und mit diesem geschmückt bei Sonnenaufgang in klares Quellwasser blicken. Die Jahre bis zur Hochzeit erfahren die Mädchen in Sudeten-Schlesien, wenn sie ihren in der gleichen Weise gewundenen Kranz über den Kopf in die Krone eines Baumes werfen. Bleibt er hängen, so dürfen sie hoffen, daß sie noch im gleichen Jahre als Braut heimgeführt werden. Fällte er aber herunter, so müssen sie es so lange wiederholen, bis der Wurf glückt. Die Zahl der Fehlwürfe ergeben dann die Jahre, die sie noch auf ihren Bräutigam warten müssen.

Erhard

Das ist ein blanker Stern, der freudiger funkelt,

je tiefer rings die Nacht des Unglücks dunkelt.

JOSEPH VON EICHENDORFF

Die Kinder spielten „Rundkreis“

Wenn die wärmende Maisonne auch im Preußenlande zwischen Weichsel und Memel der Frühling das erwachende Land verwandelte, trieben seit unvordenklichen Zeiten auch die Kinder wieder ihre fröhlichen Spiele im Freien. Ihre Reigenspiele, von denen es bis in unser Jahrhundert in Ost- und Westpreußen noch eine Unzahl gab, waren zumeist von einfachen Liedchen begleitet, die beim „Rundkreis“ gesungen wurden. Der „Rundkreis“, wie man diese Frühlingsspiele hieß, bestand keineswegs immer in Kreisspielen. Das fröhliche Hüpfen und Springen, einzeln und paarweise, und der schlichte singsang der Kinder war elementarer Ausdruck junger Lebensfreude.

„Ihr Kinderchen, was spielen wir, was
auf dem herrlichen Plätzchen von Gras?
Ich denke wir springen herum,

denn das Sitzen macht träge und dumm“
war eines der in Ostpreußen einmal üblichen Reigenspiele.

„Wir treten auf die Kette —
und die Kette klingt!

Wir haben einen Vogel —
der so schöne singt

Er singt so klar — wie ein Haar,
hat gesungen sieben Jahr,
sieben Jahr sind um,
Jungfer Gretchen kehrt sich um.
Die Jungfer hat sich umgekehrt,
der Bräutigam hat ihr'n Kranz beschert“

war ein weiteres Reigenliedchen ebenso wie das bekannte Kinderspiel vom „Fürst von Thoren“.

Prof. D. Hans-Joachim Iwand †

Krieg dem Kriege

Nicht viele Menschen werden während des letzten Krieges geahnt haben, welche ungeheuren Wandlungen dieser Krieg in den Lebensverhältnissen der ganzen Welt wie auch in unserem Denken hervorbringen würde. Das ist heute noch so. Wir sitzen in dem Gehäuse unserer alten Vorstellungen, vor allem verteidigen wir das herkömmliche Vorurteil, daß die Welt ohne Krieg nicht denkbar sei. Wir sind begrenzt in unserer Phantasie und können nicht glauben, daß es einmal ein Zusammenleben der Völker geben sollte, ohne daß ein Volk oder eine Macht auf die Vernichtung und Ausrottung der anderen sinnt. Seltsamerweise ist das aber heute unsere einzige Alternative. Wir müssen diesen allgemeinen Völkerfrieden anstreben, wenn wir leben sollen, und darum war der Vortrag, den der Ministerpräsident der UdSSR am 18. September 1959 auf der Generalversammlung der UNO gehalten hat, geistig und geschichtlich gesehen, eines der bedeutsamsten Ereignisse, die wir seit der Beendigung des letzten Krieges und der doch nicht immer glücklichen Nachkriegspolitik erlebt haben. Ich bedaure, daß eine solche Rede nicht in einer ganz anderen Weise, aufmerksamer, offener, mit konkreter Kritik, aber auch konkreter Zustimmung zum Gegenstand einer allgemeinen Erörterung gemacht worden ist. Man kann diese Rede nur schwer gedruckt erhalten. Ich mußte sie mir in einigen Exemplaren aus Wien kommen lassen, um sie genau zu lesen und auch einigen Freunden weiterzugeben.

Aber wenn ich damit etwas Kritisches gegen die hierzulande übliche Mentalität sage, so muß ich doch zugleich etwas Positives anfügen. Man kann, wenn man will, diese wichtigen Dokumente zu Gesicht bekommen, und man gilt nicht als Staatsfeind, wenn man es tut. Es liegt an uns und unserer geistigen Regsamkeit, uns die Kenntnisse zu verschaffen, die nötig sind, wenn wir aufmerksam die Zeichen der Zeit verfolgen wollen. Das aber müßte an allen Stätten politischer Arbeit und geistiger Erziehung geschehen. Denn anders als früher betrifft der Frieden, das Gewinnen des Friedens, heute jedermann. Alles, was wir nach diesem hoffentlich letzten Kriege geschaffen haben, was wir aus den Ruinen aufbauten, Arbeit und wirtschaftliche Sicherheit, der ganze Hochstand unserer Zivilisation ist nicht nur bedroht, er ist sinnlos, er ist nicht mehr Fundament für die künftige Entwicklung der Menschheit, sondern nur noch ein flüchtiger, verantwortungsloser Lebensgenuß für den Tag, er ist ohne jede tiefere Bedeutung, wenn wir den Frieden nicht gewinnen und dieses Ziel als ethische Aufgabe nicht allem anderen Aufbau voranstellen. Es geht nicht an, sich wieder mit einem Waffenstillstand zu begnügen, wie wir das zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg getan haben. Denn der jetzige Waffenstillstand wäre ein ständiges Hängen über dem schrecklichsten Abgrund, der sich je vor der Menschheit aufgetan hat. Jeder Einsichtige weiß, daß nicht der böse Wille, sondern schon das Versagen eines einzelnen, auf den es bei der Auslösung des Verfahrens ankommt, oder sogar eines Apparates — es hat schon einmal so etwas gegeben — genügt, um den Untergang der Völker, die in atomar gerüsteten Räumen leben, auszulöschen. Ich will noch etwas hinzusetzen, was vielleicht sehr gewagt ist und bei dem optimistischen Charakter, der leider unsere Öffentlichkeit weiterhin beherrscht, kaum aufgenommen werden wird. Ich glaube, daß die Katastrophe dieses Teiles der Menschheit unweigerlich kommt. Sie kommt mit Sicherheit, wenn es so weitergeht. Die Lage ist zu ernst, als daß wir mit einem bloßen: So schlimm wird es ja nicht werden! auskommen. Vor allem sollten dort keine atomaren Waffen gelagert oder gar produziert werden, wo schwere politische und gesellschaftliche Spannungen vorhanden sind, unter gar keinen Umständen in unserem mitteleuropäischen Raum. Hier sind die Folgewirkungen der unermeßlichen Leiden und Grausamkeiten des letzten Krieges und der ihm vorangegangenen Naziherrschaft noch längst nicht behoben. Wenn wir hier nicht möglichst alle Waffen und Gewaltmittel anderer Art ausschalten, wird diese schwere Krankheit, an der heute die Völker in der Mitte Europas leiden, nie überwunden werden. Die Wunden werden immer aufs neue aufbrechen, weil der Gegensatz der Menschen untereinander in dem Augenblick, wo die Menschlichkeit, die Vergebung und die Zeit ihn heilen möchten, durch die Aussicht auf Revanche und Abrechnung mit allen Mitteln am Leben erhalten wird.

Wir sollten wenigstens wissen, was wir tun. Ich bin der Meinung, daß Kirchen und Universitäten hier vorangehen sollten. Über die politischen Parteien will ich nichts sagen, da ich keiner von ihnen angehöre. Ich wäre glücklich, wenn auch dort jene von mir erwähnte Rede zum Gegenstand einer Erörterung oder gar eines gesamtdeutschen Gespräches gemacht würde. In England hat ein Erzbischof die Gelegenheit wahrgenommen und diese Rede als etwas Erstaunliches und Positives gepriesen. Bei uns sind wir durch die lokalen Konflikte und die Hinterlassenschaften des Krieges gehindert, ein ähnliches Wort von den älteren Kirchenführern zu vernehmen. Gleichwohl aber ist die jüngere Mannschaft der Theologen, Pfarrer und Studenten hellwach und zuweilen den Berufspolitikern aller Schattierungen ziemlich voraus. Das gilt von der ganzen jüngeren Generation weithin und weit, weit über Deutschland hinaus. Der Ernst, mit dem hier der Friede gewollt und ersehnt wird, ist weit größer als 1918.

Im Blick auf diese unübersehbare Wandlung in der psychologischen Situation der europäischen Jugend tritt neben jene gräßliche Aussicht einer Totalkatastrophe eine zwar leise, aber innige und leidenschaftliche, wenn auch wiederum bange Hoffnung. Es gibt im Blick auf den Krieg ein Erwachen unter den Menschen. Noch ringen Licht und Finsternis, noch ringt ein menschenmörderischer Skeptizismus mit einem Glauben an neue Wege und befreiende Taten. Noch weiß man nicht, wer in diesem Ringen um Krieg und Frieden die Oberhand behalten wird. Das Schlimmste ist: Der Krieg hat das Leben der meisten Nationen jahrjehntelang bestimmt, er ist uns fast zur Gewohnheit geworden. Manche meinen immer noch, er sei ein guter Erzieher. Den wahren Frieden und sein wohltätiges Ethos, seine Bedeutung für Kunst und Wissenschaft kennt unsere Generation nicht mehr. Was wir heute Frieden nennen, ist nicht überzeugend, nicht bis in die Tiefe unserer menschlichen Beziehungen als solcher fundiert. So erleben wir zur Zeit den aufregenden Versuch, der unsere ganze Welt in Atem hält, das Gestern des Krieges los zu werden und das Morgen des Friedens zu gewinnen. Solch ein Ringen ist das Wesen jeder echten Krise. Auch vor den beiden letzten Kriegen war es nicht anders. Auf der einen Seite stehen die sogenannten Realisten, die aber mit dem Wort Realismus Schindluder treiben, denn es sind die Herzlosen, die Grausamen, die schlechthin Hoffnungslosen unter den Menschen, und auf der anderen Seite die, welche der Schrecken des Krieges im tiefsten getroffen hat mit seinen Leiden und Verwüstungen im Bereiche des menschlichen Ethos. Sie haben dem Kriege den Krieg erklärt. Sie strecken sich nach vorn, ihnen schwebt ein Bild der Zukunft vor, das nicht aus den Stoffen von gestern gewebt ist. Die Überwindung des Krieges ist in der Tat die Lebensfrage der Menschheit von heute geworden. Unser Hochstand von Wissenschaft und Technik macht diese Aufgabe unausweichlich.

Die erste Bedingung dafür ist: Wir müssen aktiv sein und dürfen nicht dem gefährlichen Wahn verfallen, der Friede unter den Menschen gleiche einem Naturprozeß, der komme, wie der Frühling kommt. Nein, dieser rettende Akt angesichts der größten Gefahr, die die Menschheit in historisch überlieferter Zeit je vor sich gesehen hat, kommt heute durch die Menschen selbst. Wir müssen wach sein und müssen wissen, wozu wir Ja und wozu wir Nein sagen. Wir sollten angesichts dieser Gefahren alles das unterlassen in unseren Wünschen, Reden und Handlungen, was sie vergrößert, und alles das tun und wagen, was uns dem Tage näherbringt, da die Menschheit auf den Krieg zurücksehen kann wie wir heute auf die einstmals übliche Blutrache. Die Epoche in der Völkergeschichte, welche die moderne Technik heraufgeführt hat, verlangt nach einem ihr gemäßen ethischen Bewußtsein. Wenn der Ausgleich von Ethos und Technik erreicht sein wird, dann wird der Friede da sein. Immerhin will es mir so scheinen, als ob die beiden Riesen unter den Weltmächten von heute, die USA und die UdSSR, uns voraus wären und unbekümmerter, unverdorbener, freier von alten Hemmungen daran gingen, sich über dieser gefährdeten Welt die Hand zu reichen, damit wir den Übergangszustand, in dem sich heute alles befindet, ohne eine für Jahrhunderte nicht wieder gut zu machende Katastrophe hinter uns bringen. Insofern ist hier ein Gegengewicht spürbar geworden, das unserem begründeten Pessimismus einen gleichfalls begründeten Optimismus entgegensetzt. Wenn die Boote im Sturm sich neigen, muß die Besatzung auf die richtige Seite treten, damit sie nicht umkippen. Treten wir alle auf die richtige Seite unserer kleinen Boote, in denen wir auf dem wogenden Meere des Weltgeschehen einhertreiben, damit es in diesem kritischen Augenblick kein Kentern gibt.

Prof. D. Iwand gestorben

Gründer des „Hauses der helfenden Hände"

Durch den Tod von Professor D. Hans-Joachim Iwand hätten die Deutschen einen ihrer Propheten verloren, sagte der Bonner Pfarrer Ernst Burdach in seiner Predigt bei der Beerdigung des verstorbenen, bekannten, evangelischen Theologen in Beienrode bei Königslutter (Niedersachsen). Eine große Trauergemeinde, darunter viele Professoren der Theologie aus beiden Teilen Deutschlands, Mitglieder der ostpreußischen Bekennenden Kirche und der Dekan der Prager Comenius-Fakultät, Professor Hromadka, gaben ihm das letzte Geleit.

Pfarrer Burdach, der einst Inspektor des von Iwand geleiteten ostpreußischen Predigerseminars der Bekennenden Kirche war, forderte die Freunde Iwands auf, sein Werk nicht verfallen zu lassen und seine Gedanken weiterzuführen. Auch Prof. Gollwitzer sagte am Sarge Iwands, er sei unersetzlich und unentbehrlich, „und wenn uns weiter geholfen werden soll, dann nur dadurch, daß der, der ihn uns genommen hat, neue Kräfte in uns weckt." Gollwitzer wandte sich gegen die Äußerungen, Iwand habe durch seinen Kontakt mit den Kirchen in der Tschechoslowakei und der Sowjetunion den Christen im Osten das Leben schwer gemacht. Er habe ihnen im Gegenteil geholfen.

Mit bewegten Worten unterstrich das auch Professor Hromadka, der erklärte, Professor Iwand habe den Menschen in der Tschechoslowakei, aber auch in Ungarn, Polen und Rußland das deutsche Volk wieder nahegebracht und lieb gemacht. Er habe zu denen gehört, die die Kluft überwanden, und habe die Buße für die Vergangenheit so tief erlebt, daß „er uns mitgerissen hat, auch uns in die Buße zu stellen".

Im Parkfriedhof des „Hauses der helfenden Hände", einem von Iwand gegründeten ostpreußischen kirchlichen Zentrum, ist seine vor einigen Jahren verstorbene Gattin ebenfalls beigesetzt worden.

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

82

Liebe ostpreißische Landsleite!

Wenn einer besonders groß geraten war, sagden wir zu Haus, der is länger wie der längste Tag vor Johann. Nu is bald wieder Johanni, aber hier werden keine Teertonnen nich verbrannt, und ich hab hier auch noch nuscht von geheert, daß de Jungens und de Mergellens durches Feier hoppsen. Wenn zu Haus gehoppst wurd, war ich immer mittenmang, das ließ ich mir nich nehmen, bis ich mir einmal bei die Hoppserei de Hacken besängd, da gab ich es auf.

Wissen Se, sowas vergißt einer das ganze Leben nicht, das wird mir jeder bestätigen, wo all emal vier Wochen mit besängte Hacken rumgesockt is. Und denn noch als Landbriefträger z. A. mit zu engne Stiefel! Damals war ich nämlich all im postalischen Dienst, sozusagen mit die kaiserliche Postverwaltung nebenberuflich verbunden. Fier dem normalen Betrieb paßden de Stiefel, aber nu schwollen de Hacken ganz geheerig an, und auf dem Zuwachs waren de Stiefel nich eingericht.

Und geradzig in die Zeit kriegd ich vonne Post e ganz ungewehnlichem Auftrag, wo einer gesunde Hessen gebraucht hädd und nich angeschwollene. De ersten Stachelbeeren waren gerad reif geworden, und ehr daß ich im Wald an meine Arbeit ging, schicherd mir de Emma, was meine Frau is, noch im Garten, daß ich ihr *schnell e Schisselche voll flicken solld, indem* daß se zu Mittag Stachelbeeren mit Keilchen kochen wolld. Wir waren noch ziemlich jung verheirat, deshalb tat ich ihr dem Gefallen, aber erst schlug ich mir noch de Plautz voll, denn *Stachelbeeren frisch vonnem Strauch aß* ich fier mein Leben gern. Sogar de Schlauben schluckd ich runter. Und wie ich im besten Schluckens bin, wer kommt ganz außer Pust angesockt? Der Posthalter Nucklies, mein astmatischer Vorgesetzter, genannt Schniefkenäs. Er hat irgendwas inne Hand und fuchtelt mit beide Arme inne Luft rum wie e hinterindischer Derwisch bei die Geisterbeschwörung. Mir schwahnd gleich nuscht Gutes nich, aber wie er nu bei mir am Zaun war und mir im Jappsens rucksweis fragen tat, ob ich weiß, was e Postzustellungsurkunde ist, da war mir klar, daß e großes Unglick im Anrollen war, sozusagen e postalische Katastrofe. Und das is immer de letzte und schwerste Strofe.

Ich hadd natierlich keinem blauen Dunst von dem Schimmer von eine Ahnung, wenn ich mal ganz ehrlich sein soll. Also kurz und rund: De Zustellungsurkund war bloß die eine Hälft, die andre war e Eilbrief fierem Friedrich Eschmentat in Klein-Lenkischken aufem Abbau. Ja, und nu war der Briefträger Raudschus all e Stund unterwegens mitte Post, und das Wichtigste hadd der Nucklies vergessen, ihm mitzugeben. Vor Verzweiflung wolld er sich immer de Haare raufen, bloß er hadd keine nich mehr, und nu ging es nicht. Deshalb beschwor er mir, ich solld dem Brief hinbringen, wobei er sich sozusagen inne Zwickmiehl befand. Denn auf eine Seit dirfd ich nach die Dienstvorschriften de Urkund nich inne Finger kriegen, sagd er, indem daß ich bloß „z. A." war, das heißt „zur Aushilfe". Auf e andre Seit mißd der Brief nach die Dienstvorschriften gleich ausgetragen werden, sagd er, denn er war „durch Eilboten".

Mit meine geschwollene Hacken war ich nu bestimmt alles andre wie e *Eilbote, und schon* deshalb hädd der Nucklies ihm selbst weg*bringen solld.* Aber dadrauf kamen wir erst e paar Wochen später, und da war es nich mehr *neetig.* Daß ich eigentlich nich dirfd, boßd mir zwar e bißche, aber es war e außergewehnliche Lage, und da mißd ich meinem Boß runterschlucken und de Kaiserliche Post aus die Bredullje retten. Nu hat der Nucklies mir e halbe Stunde vergattert, daß ich mir des großen Vertrauens wirdig erweisen und ihm nich entteischen solld, — dabei war ich doch bloß „z. A."! — daß ich dem Brief und de Urkunde nich verlieren und nich zu dicht an meinem Schmalzenbrot ranbringen solld. Sputen solld ich mir auch noch, um dem Brief dirfd ich bloß dem Eschmentat perseenlich iebergeben, und er mißd unterschreiben, daß er ihm gekriegd hadd. Ich versprach alles hoch und heilig, und denn nahm das Unglick seinem Lauf.

Ich huckd mir de blaue Dienstmitz mit dem Posthorn und die Kokard aufem Kirbis, wegen die greeßere Wirkung, und denn schob ich los. Dabei machd ich e ernstes Gesicht, als wenn ich auf Begräbnis ging, so konnd jeder gleich sehen, daß ich e wichtigem Auftrag hadd. Es war schwiel, und mir schwitzerd ganz aasig, und wie ich beim Eschmentat ankam, war der nich zu Haus, sondern mit zwölf Ferkel nach Insterburg gefahren. Ich solld man dem Brief dalassen, sagd de Eschmentatsche, aber ich ließ nich. Denn solld ich warten, meind se, er wolld gegen Uhre eins all zu Haus sein. Und daß mir nich de Zeit lang wurd, solld ich ihr e bißche buttern helfen, denn es war gerad Freitag. Also huckd ich mir aufem Holzklotz hin, klemmd mir das Butterfaß zwischne Kniee und wiehld mittem Sturgel mang em Schmand rum. Denn kam e Gewitter rauf, und ich mißd mir inne Kich flichten, wo ich Buttermilch zu trinken kriegd, weil mir von die Hitze und von die Sturgelei orndlich durstern tat.

„Trinken Se man, soviel wie Se wollen", sagd de Eschmentatsche, „das kriegen sonst doch bloß de Schweine."

Ich trank so richtig mit Apptit und mit e volles Maul, es zischde richtig, wie de Buttermilch hinters Schemisettche runterschorrd. Bloß dabei hadd ich einem Fehler gemacht, indem daß ich nich mehr an die frische Stachelbeeren von morgens gedacht hadd. Dadrieber empeerden sich meine Kaldaunen, und ich mißd in e halbe *Stund dreimal durchem Regen hinterm Schweine*stall rennen. Denn war alles raus, bloß der krätsche Eschmentat war noch nich da, und es war all bald halb drei. Wie ich ihm kannd, fuhr der vor sieben bestimmt nich los, besonders wenn es regnen tat. Denn hadd er de beste Ausred. Deshalb beschloß ich, ihm entgegenzugehen, schon wegen die „Eilboten". Im Geiste sah ich ihm all unterm Tisch bei Federmanns, wo er immer ankehren tat. Und außerdem sah ich dem Schniefkenäs Nucklies, wie er aufgeregt und sorgenvoll sich nach mir de Augen außem Kopp kickd. Abgesehen von meine geschwollene und bescheierte Hacken passierd unterwegs nuscht Besonderes nich. Bloß einmal mißd ich noch im Schosseehgraben rein, es war doch noch nich alles raus gewesen.

Mied und naß vom Regen kam ich gegen Uhre vier bei Federmanns an und machd bestimmt e Freß wie saurer Kumst inne Tonn. Quälen Sie sich man sieben Kilometer mit entzweine Hacken durchem Gewitter, denn werden Se schon sehen! Der Eschmentat war Gottseidank da, bloß der Eilbrief und die Urkunde nich. Ich suchd in alle Fuppen hinten und vorne, aber de Papiere waren rein wie weggepust. Emmend waren se mir im Butterfaß reingefallen oder — mir lief es foorts ganz kalt ieberm Ricken — — im Apportemang! Vleicht waren se mir im Schosseehgraben auße Fupp gerutscht! Der Eschmentat wurd vor Schreck ganz spurnichtern, ließ gleich anspannen, und denn fuhren wir halbwegs im Galopp zu Haus. Bloß an eine Stell aufe Schosseeh hielten wir einmal an und sahen nach, — nuscht! De Eschmentat war wietend wie e Hofhund anne Bud, wenn ihm einer mittem Kodder zergt, und ich war bedrickt. Vleicht schmissen se mir deswegen raus, und dem Nucklies gleich mit, — wegen die Dienstvorschriften.

Was soll ich Ihnen viel erzählen, alles Suchen half nuscht nich, die wichtige Dokumente waren wie inne Ritz geschorrt und mittem Schloor bedeckt. Erst zu Haus fand ich ihnen, und wissen Se, wo? Auf meinem Kopp untre Dienstmitz! Hädd es bloß nich so viel geregnet, denn hädd ich ihr doch abgenommen und de Papiere gefunden. Nu mißd ich spät am Abend noch emal beim Eschmentat gehen, der Nucklies bestand dadrauf — wegen die „Eilboten". Aber jetzt zog ich Schlorren an, denn nu sah mir keiner, *und es war auch besser fier meine Hacken.*

Ich grieße dem Sommer und de frische Stachelbeeren, vor allem aber Ihnen aller, liebe Landsleite!

Ihr Ernst Trostmann, Landbriefträger z. A.

Stätte der Stille und Besinnung

„Haus der Heimat" entstand unweit der Zonengrenze

In Hedemünden an der Werra, unweit der Zonengrenze, weihte Oberlandeskirchenrat Bartels-Hannover am Himmelfahrtstag das im Zusammenwirken von hannoverscher Landeskirche und Vertriebenenverbänden errichtete „Haus der Heimat" ein, das Vertriebenen und SBZ-Flüchtlingen eine Heimstätte für ihren Lebensabend bieten, zugleich aber auch Angehörige der Flüchtlinge auf Zeit als Gäste aufnehmen soll. Das Heim, das in erster Linie von den Hilfskomitees der Vertriebenen aus Polen, Litauen und Rußland getragen wird, verfügt über insgesamt 94 Räume. 50 Heimatvertriebene und SBZ-Flüchtlinge können dort ständig wohnen, während 35—40 Plätze für Besucher vorgesehen sind. Das am Berghang über der Werra gelegene Haus wird in beschränktem Umfang auch für Freizeiten zur Verfügung stehen. Vertreter der Landeskirche, des Ortskirchenausschusses, der Vertriebenen- und Flüchtlingsverbände sowie des Staates gaben bei der Einweihungsfeier ihrer Freude Ausdruck, daß zum erstenmal in einer derart vorbildlichen Weise für den Lebensabend der Alten unter den Flüchtlingen und Vertriebenen gesorgt werden soll. Das „Haus der Heimat" sei, so wurde betont, ein weithin sichtbarer Beitrag zum Weltflüchtlingsjahr.

In seiner Einweihungsansprache, die Oberlandeskirchenrat Bartels unter das Wort des Himmelfahrtstages „Ihr werdet meine Zeugen sein" stellte, das Auftrag und Verheißung zugleich sei, machte er deutlich, daß es auch für die Vertriebenen und Flüchtlinge gelte, den Blick nicht nur nach rückwärts auf die verlorene Heimat zu wenden, sondern von neuem Wurzel zu schlagen. Oberlandeskirchenrat Bartels wünschte den alten Menschen, die in diesem Hause eine Stätte der Stille und Besinnung finden sollen, wirkliches Geborgensein in dem Wissen um die ewige Heimat.

Im Anschluß an die Ansprache, in der Oberlandeskirchenrat Bartels das Haus unter den Schutz und Segen des Herrn der Kirche stellte, begrüßte Landesflüchtlingspastor Johannes Schmidt die große Zahl der Gäste aus Kirche und Staat. Mit diesem Haus ist ein langgehegter Wunsch des Landesflüchtlingspastors, der allen Beteiligten für ihre Mitwirkung dankte, in Erfüllung gegangen. Vertreter des Hilfskomitees der Polen-, Litauer- und Rußland-Deutschen sprachen ihren Dank für die Hilfe aus, die mit diesem Heim den vertriebenen Alten zuteil geworden ist. Für den Sprengel Göttingen wies Landessuperintendent Stark in seinem warmherzigen Grußwort darauf hin, daß dieses Heim ein sichtbares Zeichen dafür sei, daß Gott in aller Not immer wieder helfe. Als Vertreter der Regierung würdigte Regierungsdirektor Sting die Bedeutung dieses Hauses. Den Gruß des Landeskirchenamtes überbrachte Oberlandeskirchenrat Dr. Fritsch, den des Kirchenkreises Superintendent Holscher. Für den Ostkirchenausschuß, den Konvent der zerstreuten evangelischen Ostkirchen und für die evangelischen Schlesier sprach Verwaltungsdirektor Rauhut, der u. a. zwei Altarleuchter für die Kapelle des Heims überreichte. Auch andere Vertriebenenverbände, kirchliche und kommunale Dienststellen übermittelten dem „Haus der Heimat" ihre herzlichen Wünsche. Schließlich gab Frau Zottmaier, deren Initiative dieses Haus sein Entstehen wesentlich mitverdankt, einen Einblick in die Arbeitsweise, die für dieses „Haus der Heimat" gedacht ist. Zugleich dankte sie allen, die in selbstloser Weise an der Errichtung und Einrichtung des Hauses beteiligt gewesen sind.

Eine Besichtigung des Heims, das bereits von zahlreichen alten Heimatvertriebenen bewohnt wird, zeigte die schöne Zweckmäßigkeit dieses in einer wundervollen landschaftlichen Umgebung liegenden Hauses.

Lüneburg praktiziert Patenschaft

Die Stadt Lüneburg will jetzt jedes Jahr zwei erholungsuchende Thorner zu einem vierwöchigen kostenlosen Kuraufenthalt einladen. Die dafür notwendigen Verbindungen wurden bereits geknüpft. Heimatkreisvertreter Dobslaff, Harburg, wird der Stadtverwaltung die entsprechenden Vorschläge unterbreiten.

In diesem Sommer wird es vermutlich ein älteres Ehepaar sein, daß sich auf Einladung der Stadt in Lüneburg erholen wird. Die nötigen Mitel sind im Haushaltsplan bereits enthalten. Sobald von der Heimatkreisvertretung die Namen genannt worden sind, wird die Stadt sich mit der Kurverwaltung in Verbindung setzen. Diese regelt die Quartierfrage.

Die Stadt Lüneburg hat bekanntlich im Jahre 1956 die Patenschaft über die Stadt Thorn übernommen. Ein Jahr später wurde in diese Patenschaft auch der Landkreis Thorn mit einbezogen.

Lüneburg will mit diesen kostenlosen Kuraufenthalten zeigen, daß es gewillt ist, etwas für die jetzt in Westdeutschland lebenden Thorner zu tun. Der Gedanke, Thorner als Gäste der Stadt einzuladen, tauchte erstmals beim Thorner Schülertreffen auf, das Anfang dieses Jahres in der Heidestadt abgehalten wurde. Jetzt hat man diesen Gedanken in die Tat umgesetzt.

Viele wollen noch aussiedeln

Besuch in Friedland — Jeder Bericht ein Roman voller Tragik

Aussiedler aus den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten und aus Rumänien sowie Rückkehrer aus der Sowjetunion und jugendliche Flüchtlinge aus der Sowjetzone berichten im Grenzdurchgangslager Friedland dem Bundestagsausschuß für Heimatvertriebene über die Situation in ihren Heimatgebieten.

Der Ausschuß war mit Vertretern des Bundesvertriebenenministeriums und des Niedersächsischen Flüchtlingsministeriums im Lager zu einer Sitzung zusammengekommen. Der Vorsitzende des Bundestagsausschusses, Ernst Kuntscher-Stade, wies nach der Sitzung vor der Presse darauf hin, daß sich zur Zeit sehr viele jugendliche Flüchtlinge, die in der Sowjetzone in der Landwirtschaft tätig waren, im Lager aufhalten. Außerdem seien unter den Flüchtlingen zahlreiche Jugendliche aus handwerklichen Berufen vertreten.

Zu den Erlebnisberichten der Aussiedler und Rückkehrer meinte Kuntscher, jeder dieser Berichte stelle einen Roman voller tragischer Momente dar, die Männer und Frauen, die dem Ausschuß berichteten, kamen aus dem Memelgebiet, aus Rumänien, aus Oberschlesien und aus Litauen.

Über die Lage der Kirche jenseits von Oder und Neiße informierte der evangelische Lagerpfarrer, Pastor Lippert, den Bundestagsausschuß. Der Leiter des DRK-Suchdienstes, Grünhagen, unterrichtete den Ausschuß über die Bemühungen des Roten Kreuzes, vor allem jenen Menschen zu helfen, denen die Ausreise aus den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten und aus der Sowjetunion erschwert würde.

Nach Angaben von Kuntscher ist zur Zeit die Ausreise aus Rumänien, wo noch Zehntausende von Deutschen leben sollen, am schwierigsten. Auch in der Sowjetunion befänden sich noch Zehntausende von umsiedlungswilligen Deutschen. Es liege allein an der Sowjetregierung, wann und in welcher Form diesen Deutschen doch noch die Ausreise ermöglicht werde. Auf jeden Fall müsse das Grenzdurchgangs- und Jugendlager Friedland noch jahrelang bestehen bleiben. Allein in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten würden sich seit Monaten etwa 60 000 Deutsche, die bereits Aussiedlungsanträge gestellt hätten, ständig bei den polnischen Dienststellen um Ausreisegenehmigungen bemühen. Gerade in diesen Gebieten sei aber die Ausreisemöglichkeit sehr erschwert worden.

Nach Angaben des Bundestagsausschusses halten sich auch im sowjetisch besetzten Memelgebiet noch rund 20 000 Deutsche auf, von denen ein großer Teil in die Bundesrepublik möchte. Der Wunsch, deutsch zu bleiben, sei in den meisten Fällen die eigentliche Triebfeder beim Antrag auf Umsiedlung.

Zur Frage der Nachfolge für den Bundesvertriebenenminister sagte Kuntscher: „Hier bin ich überfragt". Die Mitglieder des Vertriebenenausschusses äußerten jedoch den dringenden Wunsch, daß es im Interesse der sachlichen Arbeit sei, bald eine Entscheidung zu fällen. Praktisch habe das Bundesvertriebenenministerium schon seit einem Vierteljahr „auf dem toten Gleis" gestanden.

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm, Oldenburg (Oldb.), Gotenstraße 33

Herzliche Glückwünsche zum Geburtstage allen Kindern des Johannimonats! Von ihnen vollenden **20 Lebensjahre:** am 29. 6. **Heide Rohlfs** KMTV Königsberg; **40 Lebensjahre:** am 8. 6. **Lotte Schmidtke** Danzig-Langfuhr und **Helga**

Stammbrau-Freitag KTC Königsberg; **50 Lebensjahre:** am 5. 6. **Erna Kreutzer-Genski** Tilsit; **60 Lebensjahre:** am 9. 6. **Maria Klaus-Schwiderski** KMTV Königsberg, am 17. 6. **Frieda Ogrzewalla-Schlemminger** KMTV Königsberg; **80 Lebensjahre:** am 9. 6. **Paul Elissat** KMTV Königsberg.

Zur Silberhochzeit am 20. 5. 1960 auch auf diesem Wege noch herzlichste Glückwünsche für Tbr. **Fritz Dorbandt** und Frau **Elfriede** geb. **Saunus** Königsberg-Ponarth.

Das XI. Wiedersehenstreffen in Espelkamp-Mittwald vom 9. bis 12. 9. 1960 wird nach den Voranmeldungen wieder erfreulich gut besucht sein. Aufforderung zur endgültigen Anmeldung wird im Juli versandt werden können. Das schöne Gemeinschaftsquartier wie 1956 steht auch jetzt wieder — erweitert — zu unserer Verfügung. Außerdem ist Unterkunft in Bürgerquartier und in Hotels möglich. Im Gemeinschaftsquartier soll die Übernachtung mit voller Verpflegung 5,— DM kosten. Die anderen Quartiere ohne Verpflegung 3,— bis 6,— DM. Eine Busfahrt am 12. 9. 60 soll zum Dümmer oder zur Porta Westfalica führen. Preis 3,— DM. Näheres im Juli-Rundschreiben.

Siegfried Perrey und **Marianne Perrey-Ewert** KMTV Königsberg und MTV Tilsit lassen von Auslandsreisen alle Turnfreunde grüßen. Sie waren einige Zeit in Portugal und jetzt geht Siegfried während der Schulferien für mehrere Wochen mit einem Lehrauftrag nach Brasilien und Argentinien.

Die üblichen Geburtstagsglückwünsche durch die Post zu versenden war ich leider längere Zeit außerstande. Ich bitte um Nachsicht. Meine Gedanken sind auch ohne schriftliche Bekundung ständig bei allen Gliedern unserer Turnerfamilie. Ich hoffe auf ein Wiedersehen und persönlichen Plausch mit recht vielen von Euch im September in Espelkamp-Mittwald.

Onkel Wilhelm

Königsberger Neue Zeitung



EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 6 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — Juni 1960

Handel und Wandel in Alt-Königsberg

Blick in eine Alt-Königsberger Zeitung aus dem 18. Jahrhundert



Unter Sr. Königl. Majestät in Preussen ...

No: 8.

Wöchentliche Königsbergische Frag- und Anzeigungs-Nachrichten,

Worinnen allerhand in- und ausserhalb der Stadt zu kauffen und ...

Vor mir liegt ein wirklich ehrwürdiges Zeitungsblatt, die Nummer 8 der „Wöchentlichen Königsbergischen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten" vom 23. Februarii 1737. Die fast zweieinhalb Jahrhunderte haben sein kräftig und solide anzufühlendes Papier vergilben lassen, doch der sorgfältig ausgeführte Druck liest sich noch völlig deutlich, wenn auch in uns ungewohnten Schriftzeichen und altertümlicher Schreibweise.

Unter einem kunstvoll ausgeführten preußischen Staatswappen wird anschließend an den etwas schwülstigen Titel der Inhalt des Wochenblattes genannt: „worinnen allerhand in- und außerhalb der Stadt zu kauffen und verkauffen / zu verleihen und lehnen vorkommend / auch verlohrene / gefundene und gestohlene Sachen / sodann Personen welche Geld lehnen oder ausleihen wollen / Bedienungen oder Arbeit suchen oder zu vergeben haben etc."

Diese in etwa doppeltem Oktavformat gedruckte alte Königsberger Zeitung beginnt mit einer Abhandlung über das Armenwesen in Preußen, als deren Verfasser ein C. Kowalewski, D. verzeichnet ist. Es folgen dann Hinweise über neue Bücher, die die geistige, vor allem stark religiöse Einstellung unserer Altvordern widerspiegeln. Zunächst empfiehlt Buchdrucker Johann Heinrich Hartung (auf den ja die nachmalige Hartungsche Zeitung ihren Namen zurückführt, d. Verf.) die neue Kreuschnerische Epistel Postill, ein Predigtbuch, das bei ihm zu beziehen ist. Vielfältig ist das Bücherangebot des Eckartschen Buchladens; es umfaßt „Das Leben Friedrich August III., Königs von Polen", Buch's 32 Reden über die Passionsgeschichte, Laudins ausführliche catechetische Passionsfragen, eine „Unterweisung von Spinnen und Weben", Rieger „Die Kraft der Gottseligkeit", Longini „Die Kunst in die Poesie zu kriechen" u. a. m.

Die Hartungsche Buchdruckerei gibt als Neuerscheinung eine „Erkenntnis der Wahrheit oder kurze und deutliche Ordnung des Heils" bekannt, die — merkwürdigerweise — von der Hochl. Ehrw. Theol. Fakultät selber zu beziehen ist. Das gilt auch für Mag. Mich. Lilienthals diesjährige Neujahrspredigt. Ebenfalls werden hier einige Kupferstücke (Kupferstiche? d. Verf.) vom Grünen Turm in Elbing angeboten, „in den am ersten Weihnachtsfeiertag das Wetter eingeschlagen hat".

Den größten Raum des damaligen „Inseratenteils" nehmen verschiedene Haus- und Grundstücksangebote ein. Ihre Lage in Alt-Königsberg und die Namen der damaligen Besitzer werden manche Nachfahren vielleicht interessieren. So wird wegen des Verkaufs des unten am Rollberg gelegenen Hauses, dem verstorbenen Schneidermeister Johann Friedrich Roß zugehörig, an den Posamentierer Christoph Wilhelm Gebhardt oder Schirrmacher-Meister Spreckler in der Vorstadt verwiesen. „Der zwischen Herrn Crammonds und Herrn Schönermarcks Gründen stehende Speicher ist zu verkaufen. Wer selbigen zu kauffen Beliebetn hat, kann sich bei Herrn Peter Kiuck, Kneiphöfische Hofgasse, melden". Vom Altstädtischen Richterlichen Amt wird die Versteigerung eines Hauses Koggengasse neben der Wohnung des Chirurgen Hensel angekündigt, das der verwitweten Frau Advokat Höpner gehört.

Aus der Konkursmasse Jacob Kretschmer wird sein auf dem Steindamm gelegenes Haus mit Garten angeboten. Zum freiwilligen Verkauf steht das sogenannte Himmelreichsche hinter der Tragheimer Kirche gelegene Haus, mit Nebengebäuden und Garten bis zum Steindamm durchgehend. Hier sind Angebote an „Herrn Rath und Geheimbten Cantzeley-Taxator" Ohlio, auf dem Tragheim über dem Kirchhof wohnhaft, zu richten. Von einem anderen zu verkaufenden Haus in der Altstädtischen Langgasse an der Polnischen Gasse heißt es, daß dort Herr Chirurgus Marggraf gewohnt hat. Weiter empfiehlt dann ein „Hochfürstl. Hollstein. Hof- und Lustgärtner" und Samenhändler Paul Krottendorf „vom eußersten Roßgarten" allerlei Sämereien und Pflanzen.

Es folgt die Bekanntgabe eines zum Verkauf stehenden Hauses in der Holzgasse, in dem Gold- und Silberarbeiter Gräve wohnt. Interessenten hierfür werden an den „Gevollmächtigten Herrn Hofrath Sell" verwiesen. Sodann bietet die verwitwete Frau Stadträtin Zimmermann ihre nahe dem Lizent zwischen Neuer Graben und der sogenannten Verkehrten Welt gelegene holländische Grützmühle nebst weiteren Nebengebäuden und Garten zum Verkauf an. Meldungen werden an die Genannte nach ihrer Wohnung Magistergasse oder an den Kaufmann und Handelsmann Johann Jacob Dieckmann in der Kneiphöfischen Langgasse erbeten. Weitere Häuser, eines auf dem Tragheim in der Fließgasse, zum Wagnerschen Konkurs gehörig, sowie zwei andere, „vorn aufm Steinthamm zwischen Meister Hintzen und Meister Kuhnkes Gründen", suchen neue Besitzer. In diesem Falle sind ein Notar Cantel (an der Kneiphöfischen Schuhgassen-Ecke) und ein Notar Praß in der Magistergasse als Bevollmächtigte angegeben.

Die Zahl der Angebote wird fortgesetzt mit dem Fahrzeug „Der fliegende Hirsch" am Altstädtischen Ufer. Hier sollen sich Käufer an eine Frau Marquart in der Kehrwiedergasse wenden. Für den Verkauf zweier Speicher, am Kneiphöfischen Schlachthof am Graben gelegen, ist ein Herr Friedrich Wilhelm Stephani in der Grünen Apotheke zuständig. Ein „wohlkonditioniertes Wohnhauß", in der Badergasse zwischen Herrn Fossen und Herrn Müllers Gründen gelegen, steht zum Verkauf bei Buchbinder Ephraim Mager am Crämerthor.

Die Geschäftsverlegung des Wachsbleichers Jacob Seelig vom Altstädtischen Markt bei der Witwe Kusch zu Gewürzapotheker Schneider in der Altstädtischen Langgasse wird sodann bekanntgegeben. Ein umfangreiches Sortiment an Weinen und Kolonialwaren bei der Witwe Mazargli, auf der Kgl. Burgfreiheit wohnhaft, beendet die lange Reihe der damals zum Verkauf angebotenen Sachen.

Unter den nun folgenden Kaufgesuchen steht nur eines, 2 bestimmte Bücher (Tractate) betreffend. Es ist aufgegeben von dem „Secretario und Geheimbten Cantzeley-Verwandten Gottfried Fabricius in der Magistergasse. Von den wenigen zum Mieten angebotenen Objekten wird zuerst ein Wohnhaus in der Domgasse zwischen der Frau Hofrätin Werner und Herrn Felbingers Gründen genannt. Hier sind Meldungen an den Mältzenbräuer Christian Palm in der Domgasse zu richten. Bei dem hinter der Münze gelegenen Wohnhaus der Frau von Hall ist eine Rücksprache bei dem Ministerialen Schüller in der Haeckergasse angängig. Der zwischen dem Anwesen des Doctor Woyt und der verwittweten Frau Cantzler auf der Lomse stehende Speicher ist zu vermieten bei Sattlermeister Chrsitoph Malich in der vordersten Vorstadt oder bei Nädlermeister Johann Gottlieb Hanssen, wohnhaft auf den Steegen. Schließlich wird noch das Wohnhaus des verstorbenen Obrist Lieutenant von Ciesielcki, „aufm Tragheim am Fließ", interessierten Mietern empfohlen.

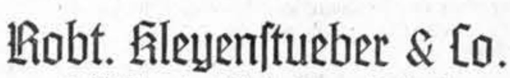
Damit endet der allein erhalten gebliebene Teil jener Wochenausgabe der Alt-Königsberger Zeitung. Aus der Zahl der Fälle, wo ein Verkauf angestrebt wird, kann man sicherlich erkennen, daß auch die Königsberger jener Tage von Sorgen gedrückt wurden, die sie zur Veräußerung ihres Besitzes zwangen. Und wenn man andererseits berücksichtigt, daß im Vorstehenden allein die in einer einzigen Wochenzeitung enthaltenen Notfälle behandelt wurden, dazu noch von einem Königsberg, das doch sehr viel kleiner war als unsere Heimatstadt zu Beginn dieses Jahrhunderts, dann spricht auch das keineswegs für die Redensart von der „guten, alten Zeit"! Auch damals schon mußten unsere Altvordern bestimmt schwer um ihr Dasein kämpfen, — eine Gewißheit, die auch uns in der Mehrzahl noch schwerringenden Heimatvertriebenen neuen Mut und Widerstandswillen einflößen sollte!

Dr. R. Pawel

Der Königsberger Pfingst-Umzug

Noch vor 200 Jahren bot sich alljährlich zu Pfingsten den Bürgern der preußischen Krönungsstadt Königsberg das Schauspiel des Pfingst-Umzuges. Seit dem Mittelalter fand in den Tagen vor dem Pfingstfest ein vielbesuchter Jahrmarkt in der Stadt am Pregel statt. Während desselben geleiteten Metzgergesellen einen ausgesucht großen Ochsen durch die Straßen, den sie mit Kranz und bunten Bändern geschmückt hatten. Dieser Pfingst- oder Jahrmarktsochse von Königsberg, dessen Umzug noch 1766 nachgewiesen ist, wurde zum Junkergarten der Altstadt gebracht, wo man ihn „ausspielte". Heute würde man sagen, er wurde an den Meistbietenden versteigert.

In Masuren hat man bis in das 19. Jahrhundert hinein um Pfingsten einen mit Laubkränzen geschmückten Ochsen zusammen mit der Herde aufs Feld getrieben. Das Pfingstfest als Feiertag der Hirten fand auf diese Weise auch in Ostpreußen — wie in anderen deutschen Landen — Ausdruck in Umzügen der Herden, woraufhin eines der Tiere in gemeinschaftlichem Mahle verzehrt wurde.



Robt. Kleyenstueber & Co.

Geschichte einer Königsberger Reederei

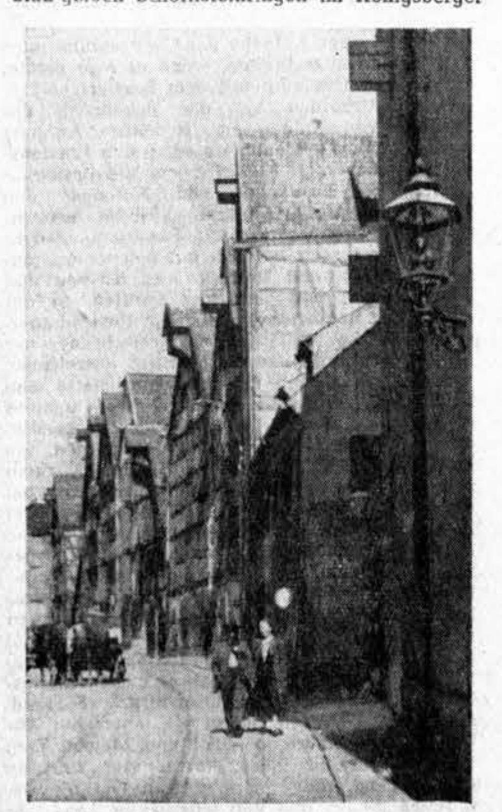
Unter den Königsberger Reedereien und Schiffsmaklern hat die Firma Robt. Kleyenstueber & Co. im vorigen Jahrhundert wohl den ersten Platz eingenommen. Im Jahre 1839 gegründet, fiel ihre größte Blütezeit in die Jahre 1872—1884, als ihr damaliger Inhaber, der Geh. Kommerzienrat Robert Kleyenstueber, Obervorsteher des Vorsteheramtes der Korporation der Königsberger Kaufleute war. Nach seinem Tode ging das Geschäft auf seinen Sohn Konsul Robert Kleyenstueber über der mit seinem Schwager, dem Generalkonsul Preuß, assoziiert war. Während dieser Italien vertrat, war K. mecklenburgischer Konsul, woraus übrigens der Börsenwitz den „überseeischen" und den „überflüssigen" Konsul machte!

Konsul Kleyenstueber war die Verkörperung des alten hanseatischen Kaufmannes: Stets untadelig gekleidet, meist in Zylinder und langem Gehrock, mit kurzgeschnittenem Vollbart. Seine Persönlichkeit strömte Würde und Gelassenheit in allem aus: in seiner Rede, in seinen Bewegungen, in seinem Tun und Lassen. Von seinen Ehrenämtern lag ihm eines besonders am Herzen: die Rettung der Schiffbrüchigen. Viele Jahre nach seinem Tode fand sein Bemühen dadurch Anerkennung, daß das erste an der ostpreußischen Küste in Pillau stationierte Motorschiff zr Rettung Schiffbrüchiger den Namen „Konsul Kleyenstueber" erhielt.

Die Reederei besaß drei Dampfer: Planet, Margarethe und Pionier. Während „Planet" zu Anfang dieses Jahrhunderts meist in englischer Charter fuhr, ging „Margarethe" durch Torpedotreffer im ersten Weltkrieg an der pommerschen Küste unter. Den wackeren „Pionier" aber kann man getrost als den Veteran der Ostsee bezeichnen, war er doch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut und somit bei Beginn des zweiten Weltkrieges rund 70 Jahre ununterbrochen im Dienst auf der Tourlinie Stettin—Königsberg! Sein tüchtiger Kapitän Sprenger dürfte auch noch vielen Kaufleuten, die hier ihre Güter expedierten, bekannt sein.

Das große, helle Kontor der Reederei Kleyenstueber befand sich in einem alten Patrizierhause, das für damalige Zeiten sehr imponierend wirkte, an der Ecke der Lizent- und Lizentgrabenstraße. Von den Fenstern konnte man sowohl die Bahnanlagen des damaligen Pillauer Bahnhofes wie auch die alte Eisenbahnbrücke überschauen. Im übrigen waren die Räume nach den verschiedenen Arbeitsgebieten: Befrachtung, Dampfer-Expedition, Speditions- und Lagergeschäft usw. aufgegliedert. Im vorigen Jahrhundert gab es neben der Abfertigung der eigenen Schiffe noch diejenige der Segelschiffe, die getrennt von der Dampfer-Expedition erfolgte. Robt. Kleyenstueber war darüber hinaus noch Vertreter vieler bekannter in- und ausländischer Reedereien, einmal der großen Bremer Neptun-Linie, von der ständig zwei bis drei Dampfer mit den bekannten blau-gelben Schornsteinringen im Königsberger Hafen lagen, der dänischen „Forenede Dampskipselskab", der englischen Hull-Linie u. a. Auch die Abfertigung der Tourenschifffahrt nach Lübeck-Kiel-Hamburg, die von den bekannten Sartori & Berger-Schiffen mit dem gelben Schornstein, zuletzt von der Mathies-Linie Hamburg unterhalten wurde, lag in den Händen von Kleyenstueber.

Nach dem Tode des vorerwähnten Konsuls Kl. erbten seine Söhne Robert und Walter sowie der Sohn des Mitinhabers, der Konsul Arthur Preuß, das Geschäft. Doch konnten sie den allmählichen Niedergang der einst so stolzen Reederei nicht mehr aufhalten, die sowohl durch Weltkriegsverluste und Inflation wie auch durch die neu aufkommende Konkurrenz, die sehr kapitalkräftige Poseidonreederei (Stinnes-Konzern), immer weiter geschwächt wurde. Nachdem die Firma noch 1939 ihr hundertjähriges Bestehen hatte feiern können, mußte sie bald danach in Konkurs gehen. Alles kam nun unter den Hammer: das alte Patrizierhaus auf dem Lizent ging in den Besitz der Poseidon-Schifffahrtsgesellschaft über, und der einzige Dampfer, den die Firma noch besaß, der alte „Pionier", wurde an eine auswärtige Firma verkauft.



Sichtbarer Ausdruck Königsberger Kaufmannsgeistes sind die prächtigen alten Zweckbauten im Speicherviertel.
Foto Löhrich



Klaus Günther

Im Grase

Unter Wolken, schön und weiß,
unter reinem Himmelsblau
seh ich, was ich niemals weiß,
was ich nur in Träumen schau.

So im Grase still zu liegen
und mit dem Gedankenspiel
in das Himmelsblau zu fliegen,
unbegrenzt und ohne Ziel,

welch ein seliges Sichverlieren!
Wieviel Glück, das leuchtend rinnt,
das wir aus den Gräsern spüren,
aus den Blumen, aus dem Wind!

Mit den Wolken zieht mein Sehnen,
mit der Erde schlägt mein Herz,
und der Liebe Glück und Tränen:
alles ist m e i n Glück, m e i n Schmerz.

Hochzeitsbrauch an der Weichsel

„Ich bin ein ausgesandter Bote — von Braut und Bräutigam", so hieß es in einem langen, gereimten Hochzeitsladerspruch aus der Weichselniederung. Diese feierliche Form bäuerlicher Hochzeitseinladung mit eingelernter Rede und langatmigen Reimsprüchen ist ein ausgesprochen deutscher Brauch, den andere Völker nicht kennen. Er hat sich im Weichselland zähe lebendig erhalten und geht auf alte Überlieferungen zurück.

Die eigenwüchsige Gestalt des „Platzmeisters oder „Keestebedders" war hier zu Hause; auf geschmücktem Pferd zog er umher und lud die ganze Nachbarschaft zum Hochzeitsfest ein. Meist ritt er an die gute Stube des Bauernhofes heran und sagte hoch zu Roß seine Platzmeistersprüche auf. Er trug ursprünglich eine bändergeschmückte Peitsche, mit der er sein Nahen ankündigte. Später wurde ein Einladestock daraus, der immer länger und bunter wurde. Es hat sogar weibliche Einlader gegeben, die redegewandter gewesen sein sollen.

Goldschmiedekunst in Königsberg

Dokumentation einer jahrhundertealten kunsthandwerklichen Tradition

Wiederholt hatten wir bereits Gelegenheit, unsere Leser auf die nicht hoch genug einzuschätzende Arbeit des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates hinzuweisen, wiederholt auch auf die im Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, in Zusammenarbeit mit dieser wissenschaftlichen Institution erscheinenden Dokumentationswerke der Reihe „Bau- und Kunstdenkmäler des deutschen Ostens", in denen für die Ostforschung wertvolle Quellen aufgearbeitet, zum Teil neu erstellt und somit die architektonischen und künstlerischen Kleinodien unserer Heimat wieder zugänglich gemacht wurden.

Jedes einzelne dieser Werke, das sei vorweg unterstrichen, ist — vom rein wissenschaftlichen und dokumentarischen Wert einmal ganz abgesehen — eine bibliophile Leistung (durchgehend feines Kunstdruckpapier, meisterhafte Bildwiedergabe, Großformat 18,5 mal 26,5 cm), die es zu einem erlesenen Geschmack macht, und nicht nur für die Hand des Fachmanns, sondern für jeden Kunstfreund, jenen vor allen, der das Land zwischen Weichsel und Memel seine Heimat nennt und hier deren kulturelle Leistung aus Jahrhunderten widergespiegelt findet.

Der neue Band dieser Reihe mit dem Titel „Goldschmiedekunst in Königsberg" hat der Herder-Forschungsrat als Herausgeber aus dem Nachlaß des nach Kriegsende im zerstörten Königsberg gestorbenen letzten Direktors der Kunstsammlungen, Dr. Rohde, übernommen und überarbeiten lassen. Die historische Einleitung stammt aus der Feder von Fritz Gause, dem letzten Leiter des Königsberger Stadtarchivs (dem wir auch die große Monographie „Ostpreußen", erschienen im Burkhard-Verlag, Essen, zu danken haben); für die Werkbeschreibungen zeichnet Dr. Ulla Stöver. Der Band enthält neben der kurzen historischen Einleitung ein Verzeichnis der Königsberger Goldschmiedemeister seit dem Mittelalter (mit biographischen Angaben und Werkbeschreibungen), einen Werkkatalog und ein Schrifttumsverzeichnis.

Insgesamt 144 Bildtafeln ergänzen den ausführlichen Textteil, und der Betrachter wird von Seite zu Seite neu in Erstaunen versetzt über den unschätzbaren Reichtum, den Ostpreußens Hauptstadt einst in ihren Mauern barg. Das reiche liturgische Gerät der Königsberger Kirchen bezeugt den frommen Gemeinsinn der Bürger. Die Wappen der adligen Patronatsherren überliefern ein Stück ostpreußischer Geschichte. Die großartige Silberbibliothek Herzog Albrechts, Siegel und Zepter der Universität sind ein stolzer Beweis fürstlichen Kulturwillens, und die Wahrzeichen und Schilder der Junkerhöfe zeigen, wie der fürstlichen Tat ein fruchtbares Echo folgte. Zunftbecher und Pokale, Münzhumpen und hohe Kannen, sonderbar und dennoch sinnvoll geformte Willkomm-Trinkgefäße erzählen von Sitte und Brauchtum. Mit den Inschriften, Hausmarken und Namen treten viele Generationen ostpreußischer Menschen in unser Bewußtsein, die einstmals einen Staat trugen, der gegründet war auf die wehrhafte Kraft des Deutschen Ordens, der Fürsten und Adligen und auf den Kulturwillen seiner Wissenschaft, Handel und Gewerbe treibenden Bürger.

Dieser Band dokumentiert auf eindringliche Weise: Geschichte sind nicht allein Schlachtfelder, Heerzüge und blutige Manifestationen überlegener Macht, Geschichte — für die Weiterentwicklung der Menschheit betrachtet — sind auch und vor allem die stillen Leistungen der kunstschöpferischen Menschen in den Epochen, wenn ihre Namen auch neben den glanzvollen der gekrönten Häupter bescheiden zurücktreten und von den Geschichtswerken verschwiegen werden. Ihre Kunst überdauerte Staaten, Siege und Niederlagen, sie bewirkte und befruchtete spätere Entwicklungen. Ihre Kunst ist der wahre Gradmesser der ständigen Weiterentwicklung der zu immer größerer Vollkommenheit strebenden Menschheit (nicht umsonst spricht man von ‚Kultur'stufen), ob es sich nun um die himmelstrebenden steinernen Zeugnisse der Baukunst oder wie hier um die Schöpfungen eines Kunsthandwerks, der Goldschmiedekunst, handelt. Wir dürfen berechtigt stolz sein auf den Beitrag, den unsere Heimat in den vergangenen Jahrhunderten bis in das unsere hinein auf diesem Gebiet zu leisten vermochte.

Alfred Rohde (†) - Ulla Stöver: GOLDSCHMIEDEKUNST IN KÖNIGSBERG. Hrgg. vom Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat in Verbindung mit der Gesellschaft für Goldschmiedekunst. 160 Seiten Text mit Abbildungen und 144 Bildtafeln. Ganzln. DM 32,—. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. (Reihe „Bau- und Kunstdenkmäler des deutschen Ostens".)

Danziger Kirchen

Gleichfalls in der Reihe „Bau- und Kunstdenkmäler des deutschen Ostens" und herausgegeben vom Herder-Forschungsrat, Marburg, erschien ein dritter Band über Danziger Kirchen unter dem Titel „St. Nikolai und andere Kirchen in Danzig" (Bd. 1 „St. Johann", Bd. 2 „St. Katharinen"). Er behandelt fünf Kirchen und ist damit von den bisher veröffentlichten Teilen des Danzig-Inventars am reichsten ausgestattet.

Den ersten Platz nimmt als wichtigste Kirche St. Nikolai der Dominikaner ein, der zweitälteste Monumentalbau der Stadt. Mit der Klärung ihrer Baugeschichte vollendet sich in großen Zügen ein erstmaliger Überblick über die älteste Kirchenarchitektur Danzigs, wie sie sich unter den Pommerellenherzögen und zur frühen Zeit der Ordensherrschaft entwickelt hat.

Als zweite Kirche ist St. Joseph der Karmeliter behandelt, die groß geplant, aber nur als Torso ausgebaut wurde. Die Königliche Kapelle aus dem 17. Jahrhundert stellt den einzigen überkuppelten Zentralbau Danzigs dar. Von den beiden an der Peripherie der Stadt gelegenen „Wall"-Kirchen, Hl. Leichnam und St. Salvator, ist besonders die erste durch ihre einzigartige Außenkanzel und kostbare, an Ornamenten reiche Innenausstattung bemerkenswert. Überhaupt wird wieder — wie in den beiden ersten Bänden — eine Überfülle von geschnitztem, gemeißeltem und gemaltem Werk ausgebreitet, die von der Höhe des künstlerischen Schaffens in Danzig Zeugnis ablegt.

Bezüglich Ausstattung und dokumentatorischem Wert kann hier nur noch einmal unterstrichen werden, was über den Band „Goldschmiedekunst in Königsberg" gesagt wurde: ein einmaliges Kultur- und Geschichtszeugnis, eine bibliophile Leistung, ein erlesenes Geschenk!

Willi Drost: ST. NIKOLAI UND ANDERE KIRCHEN IN DANZIG. Hrgg. vom Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat. 280 Seiten auf Kunstdruck mit 204 Fotowiedergaben im Text. Ganzln. DM 32,—. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. (Reihe „Bau- und Kunsdenkmäler des deutschen Ostens".)

Heinrich von Plauen

Zur Neuauflage des großen Schicksalsromans von Ernst Wichert

Paul Fechter hat einmal Ernst Wicherts größtes geschichtliches Romanwerk „Heinrich von Plauen" als ein ostdeutsches Gegenstück zu Felix Dahns „Kampf um Rom" bezeichnet. Dies erscheint uns nicht allein aus dem zeitlichen Zusammenfall der Entstehung dieser beiden Werke und der gewissenhaften Aufarbeitung der Geschichtsquellen als ein treffender Vergleich; hinter dem „Heinrich von Plauen" spürt man den gleichen erzählerischen Atem, mit dem ein Werk diesen Umfangs Generationen von Lesern zu fesseln vermag. Das Werk gehörte früher zum festen Bestand jeder deutschen Haus-, Volks- und Schulbücherei und hat wesentlich dazu beigetragen, die Epoche des Deutschritterordens und das tragische Schicksal und Ende des letzten großen Hochmeisters lebendig zu erhalten. Daß ein Verlag heute unternimmt, diesen großen Roman des deutschen Ostens neu herauszugeben, ist aller Anerkennung wert. Gerade die Landsleute des ostpreußischen Dichters Ernst Wichert werden das Neuerscheinen dieses Werkes besonders begrüßen, stellt für sie dieser Roman doch nicht allein ein gewichtiges Stück Geschichte ihrer Heimat dar, sondern zugleich eine liebe Lektüre ihrer Jugendzeit und der Wunsch, die beiden Bände wieder zu besitzen, wird sie freudig danach greifen lassen.

Es erübrigt sich hier, ausführlich auf Leben und Leistung Heinrich von Plauens einzugehen (in zahlreichen Aufsätzen haben wir diese rühmliche Gestalt des Ordens in unserem Heimatblatt darzustellen versucht), kurz mag daher nur wiederholt werden, daß sich in ihm, der letzten überragenden Gestalt in der langen Reihe der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, in des Ordens dunkelster Stunde noch einmal die Staatsidee der Deutschherren und ihres einzigartigen Ordensstaates verkörperte. Nach der Niederlage von Tannenberg war er der Retter der Marienburg. Sich selbst, dem Orden und dem Lande getreu, unbeugsam, tapfer und voll eiserner Tatkraft, verzehrt sich die großartige Persönlichkeit Plauens in einer aufopfernden, rastlosen Hingabe an Idee und Werk. Ihm sind die alten strengen Tugenden der Ordensbrüder, die einmal Herren und Diener zugleich waren, noch verpflichtendes Gesetz, daß dieser sorgenerfüllte, einsam gewordene Mann mit staatspolitischen Einsichten und Folgerungen für das ihm anvertraute Preußenland zu verbinden weiß, die seiner Zeit weit vorauseilen. Schließlich wird er das Opfer eines Verrats an den eigenen Reihen. Fünfzehn Jahre Gefängnis. Die letzten Jahre seines Lebens verbringt er als Pfleger der Ordensburg Lochstedt. Bauer sagt sehr treffend von ihm: „Ein großer Mann, der in Tagen der Not ein kleines Geschlecht fand — die letzte gewaltige Persönlichkeit des Deutschordensstaates Preußen."

Möge diesem Romanwerk Wicherts auch heute noch seine alte Anziehungskraft innewohnen.

Ernst Wichert: HEINRICH VON PLAUEN. Historischer Roman in zwei Bänden. Zusammen 680 Seiten mit einem Bildnis und 2 Karten. Ganzln. DM 25,— (einzeln je DM 13,80). Schild-Verlag, München-Lochhausen.

Von der Kraft des Wortes

In der Schriftenreihe „Denker", herausgegeben von Gerhard Stenzel, liegt jetzt unter dem Titel „Von der Kraft des Wortes" auch eine Luther-Auswahl vor. Der Konzeption der Reihe entsprechend wurden Texte von starker Unmittelbarkeit ausgewählt, die ohne historische Voraussetzung lesbar und verständlich sind. Dabei blieben theologische und kulturgeschichtliche Gesichtspunkte bewußt unberücksichtigt. Luther wird nicht nur als Begründer des Protestantismus und Gegner des Papstes gesehen, sondern abseits einer konfessionellen Blickweise als schöpferische geistige Persönlichkeit.

Die Auswahl wird eingeleitet durch ausführliche Lebensdaten, Beiträge über Luthers Bedeutung in seiner Zeit, sein Leben und das Werk. Im Hauptteil des Buches begegnet der Leser der Kraft des Lutherschen Wortes, wie es in unzähligen Flugschriften, Polemiken Sendschreiben, Erwiderungen und Briefen für die damalige Zeit geschrieben wurde. Um die Lesbarkeit der Texte zu erleichtern, wurden schwierige philosophische Gedankengänge mit Zwischentiteln versehen. Die Bedeutung des Buches als Informationsquelle wird erhöht durch zahlreiche ganzseitige Fotos, Schriftproben und Holzschnitte. Der Anhang enthält überdies Luthers fünfundneunzig Thesen wider den Ablaß, Einen Quellennachweis, bibliographische Hinweise und eine Aufstellung der wichtigsten Luther-Ausgaben seit 1883.

Martin Luther: VON DER KRAFT DES WORTES. Ausgewählte Schriften, Predigten, Gespräche und Briefe. Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh. 286 Textseiten mit 28 Abbildungen im Text und 8 Kunstdrucktafeln. Ln. DM 6,85.

Die Dämonen

„Wieviel Dunkel in dieser Menschenwelt, wieviel Leiden in diesem Dunkel. Die Seele würde fliehen vor der Majestät solchen Grauens, wäre nicht über dieser unerbittlichen tragischen, entsetzlich irdischen Landschaft ein unendlicher Himmel der Güte sternenklar ausgespannt. Der befreundete Aufblick aus dieser Landschaft zu ihrem Himmel spürt die unendliche Tröstung dieser unendlichen irdischen Trauer und ahnt im Grauen die Größe, im Dunkel den Gott." So schildert Stefan Zweig die Welt des großen russischen Dichters Dostojewski. Aus seinem Glauben an die Glückseligkeit und aus seinem Haß gegen Nihilismus und Anarchie schuf er in den „Dämonen", einem seiner letzten großen Werke, einen der gewaltigsten Romane der Weltliteratur.

Er trug ursprünglich den russischen Titel „Bjesy", der in Deutsch mit „Die Teufel" wiedergegeben wurde. Da sich durch verschiedene Übersetzungen seit dem Ersterscheinen des Romans in Rußland in den Jahren 1871/72 der Titel „Die Dämonen" eingebürgert hat, ist er auch für diese Ausgabe gewählt worden. Sie beruht

auf der hervorragenden Übersetzung von H. Röhl, ist aber in der Übertragung von H. Ischreyt um das Kapitel „Bei Tichon" ergänzt worden, das in der Röhl'schen Übersetzung fehlt.

Tiefstes menschliches Elend und äußerste Bedrohung der Existenz sind Dostojewski in den sechs Jahrzehnten seines Lebens eng vertraut gewesen. Aus dieser Vertrautheit warf er seine leidenschaftlichen Fragen auf, verfolgte sie mit äußerster Konsequenz in den spannungsreich dahinströmenden Handlungen seiner Romane und in den bohrenden Gesprächen seiner unheimlich fesselnden Gestalten: die Fragen nach Stand, Recht und Vermögen Gottes und der Menschen. Auch in den „Dämonen" sind diese Fragen gestellt, eindringlich, suggestiv, wie alles, was Dostojewski schrieb.

F. M. Dostojewski: DIE DÄMONEN. Ungekürzte Ausgabe. Übertragen von H. Röhl. Sigbert-Mohn-Verlag, Gütersloh. 784 Seiten, Ln. DM 12,—.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Es war während der Belagerung der starken Seefeste Akkon in Palästina durch das Christenheer zur Zeit des dritten Kreuzzuges (1189-92), als zur Pflege und Betreuung der massenweise an grassierenden Krankheiten dahinsiechenden deutschen Kreuzfahrer nach dem Vorbild der Templer und Johanniter, in deren Obhut nur Italiener und Franzosen standen, deutscherseits eine karitative Einrichtung ins Leben gerufen wurde. Es war das „Spital der heiligen Maria der Deutschen zu Jerusalem", so benannt in schmerzlichem Erinnern an das 1187 unwiederbringlich an Sultan Saladin verlorengegangene Zentrum der Christenheit im Heiligen Lande.

Als durch den plötzlichen Tod Kaiser Heinrichs VI. die Lage der Christen im Gelobten Lande unhaltbar geworden war, mußte der deutsche Spitalsorden seine segensreiche Tätigkeit nach sieben Jahren aufgeben und wurde mit Zustimmung deutscher Fürsten am 5. 3. 1198 zu Akkon in einen geistlichen Ritterorden umgewandelt. Der Großtempler verlieh dabei dem gewählten ersten Ordensmeister Bruder Hermann Walpoto den weißen Mantel mit schwarzem Kreuz als künftige Ordenstracht. Mit der Bestätigung durch Papst Innocenz III. am 19. 2. 1199 trat der „Deutsche Ritterorden" in die Weltgeschichte, in der er noch eine weltbewegende Rolle spielen sollte.

Nur Adlige deutscher Abstammung und von untadeligem Lebenswandel fanden Aufnahme; sie band das strenge Ordensgelübde der Askese, Armut, Keuschheit und des unbedingten Gehorsams. Gottsucher und noch erfüllt von echter, tiefer Frömmigkeit, so sind die ersten Ordensritter knapp dreißig Jahre nach der Ordensgründung nach Preußen gekommen, um getreu ihrer Aufgabe das Christentum unter den Heiden auszubreiten, wenn es sein mußte, zur Ehre Gottes auch mit dem Schwert.

Der Ritterorden hat die Bekehrung der Preußen von Anfang an als leichte Aufgabe betrachtet und geglaubt, sie durch den Friedensvertrag vom 7. 2. 1249, in dem die besiegten Pomesanier, Ermländer und Natanger den Übertritt zum Christentum gelobten, erreicht zu haben. Doch es war nur Täuschung. Jedenfalls aber wurden zugleich mit den neugegründeten Städten und Dörfern auch Kirchen und Dome erbaut und Geistliche berufen, in der ersten Zeit hauptsächlich aus dem Dominikanerorden, da die vorhandenen Priesterbrüder nur für die Seelsorge der Ordensritter ausreichten.

Schon vor Beginn der Eroberung hatte man für das Preußenland einen Bischof namens Christian eingesetzt und mit ihm ausgemacht, daß zwei Drittel des Landes dem Orden, ein Drittel dem Bischof zufallen solle, der „Kirchenzehnte" (Dezem) aber dem Ritterorden vom ganzen Lande allein gebühre. Auch war der Anhäufung von Grundbesitz durch die Kirche durch strenge Verordnung ein Riegel vorgeschoben, indem sie für jede Landschenkung hohe Abgaben zu zahlen hatte. Mönchs- und Nonnenorden mußten dergleichen Schenkungen sogar binnen Jahresfrist verkaufen. So findet man schon in der ersten Ordenszeit wenig Klöster im Lande. Solche gab es nur in Königsberg, Heiligenbeil, Riesenburg, Saalfeld, Georgenau, Wehlau, später — aber nur für kurze Zeit — auch in Tilsit und Memel. Zum Unterhalt erhielt jeder Pfarrer vier zinsfreie Huben Land, die er mit seinem Gesinde bearbeiten mußte, und von jeder Hube Land seines Sprengels je einen Scheffel Korn und Hafer. Verständlich, daß bei solchem Vorgehen der Ritterorden im Klerus keine Freunde gefunden hat. Es zeugt aber von der Lauterkeit der Absichten des Ordens, nur dem Wohle des Staates zu dienen.

Wie es mit der Bekehrung der preußischen Bevölkerung noch im 15. Jahrhundert aussah, darüber klagt ein zeitgenössischer Chronist: „Hier geschieht noch gemeiniglich Abgötterei unter den Preußen und die hl. Feier wird nicht gehalten. Im Trauermahl, so man bei dem Begräbnis ausrichtet, opfern sie einen Teil Tranks und Speise den Seelen der Verstorbenen und opfern noch heute zur höchsten Schande der christlichen Bischöfe".

Wessen Schuld dies aber gewesen, das offenbart ein geharnischter Brief des Kartäusermönchs Henrikus Borringer an den Hochmeister Paul von Nußdorf (1422—1440): „Wenig kümmert man sich um die Preußen, ob sie den rechten Glauben haben und als Christen leben. Vielfach stecken sie tief im Heidentum und kehren sich nicht an die Predigt der Priester. Auch wollen die Gebietiger nicht darauf sehen noch etwas darzu tun, sondern manche sollen sogar zu der Priesterschaft sprechen, laßt die Preußen Preußen bleiben. Darum wäre es gut, wenn die Gebietiger ernstlich anfingen, eine rechte Weise für die armen Preußen zu erdenken. Soviel sie nämlich etzliche Priester zur Kirche halten, so halten sie wieder etzliche Herren davon ab. Denn man zwingt sie oftmalen ohne Not am Sonntag zu Scharwerksdiensten, nicht allein im August, sondern auch das ganze Jahr. Daher bleiben sie unwissend und lernen nichts von Gott und heiligem Glauben. Dessen man nicht achtet. Man denkt nur darüber sie zu herrschen und nutzt sie zu allerlei Dienst und Arbeit aus, aber an ihre Seligkeit denkt man nicht. Hoffart, Geiz und Blindheit lässet die Herren nicht erkennen, welche Pflichten den Preußen gegenüber ihre Herrschaft ihnen auferlegt. Man klagt auch darüber, daß die Preußen ihrer Freiheit beraubt werden. Sie sollen Christenleute sein, aber man gönnt ihnen nicht Christenrecht zu gebrauchen."

Eine scharfe Kritik, aber zu spät. Das Grundübel war der in allen Ständen herrschende Eigennutz, das Trachten nach Reichtum und Macht. Hinzu kam, daß die Bischöfe das Verbot erließen, anders als in deutscher Sprache zu predigen, um etwa aufkommende Freiheitsgelüste der preußischen Bevölkerung zu unterdrücken und ihr die Kirchen verschlossen blieben.

Noch zur Zeit der Stadtgründung Tilsits 1552, als die Reformation längst im Preußenlande durchgeführt war, wurden für die schalauischen Einwohner von Splitter und dem „Hackelwerk hinter der Tilsot" (Tilsit-Preußen) neben der heutigen Deutsch-Ordenskirche Gottesdienste unter freiem Himmel abgehalten, auf dem sogenannten „Predigtstuhl". Jetzt aber wurde die deutsche Predigt wenigstens von einem „Tolk" (Dolmetscher) in preußischer Sprache wiedergegeben. Trotzdem blieb die Teilnahme nur gering.

Noch im 16. Jahrhundert wurde an alten heiligen Stätten heimlich den Preußengöttern geopfert, wie es unsere ostpreußische Dichterin Agnes Miegel in ihrer Ballade „Das Opfer" nach einem wahren Geschehnis so packend wiedergegeben hat. Und auf dem alten Götterberge Rombinus am Memelstrom, unweit Tilsit, lag aus uralten Zeiten bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Opferstein, auf dem noch immer die Bewohner der umliegenden Dörfer heimlich Opfergaben niederlegten, sei es eine Handvoll Korn, Gartenfrüchte, ein paar Blumen, um sich Perkunos, Pikollus, Potrimpus und die Laumen geneigt zu machen. Dabei waren sie fromme Christen, gingen allsonntäglich oft meilenweit zur Kirche, und durch die Dörfer zogen Wanderprediger: einfache Männer aus dem Volke, die man Erleuchtete des Herrn nannte. Tiefe Religiosität war auch eine der hervorstechendsten Charaktereigenschaften namentlich der Nordostpreußen. Vielleicht war es ein unbewußtes Ahnen um tiefreligiöse Zusammenhänge jenseits von Namen, Begriffen und Zeichen.

(Wird fortgesetzt.)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Der tote Titurel

Auch eine Erinnerung an die Zoppoter Waldoper / Von Franz Franke

Es wurde Parsival gegeben. Generalintendant Hermann Merz hatte mich für eine besonders schwierige und anstrengende Partie ausersehen. Im letzten Akt mußte ich den toten Titurel mimen, der regungslos eine ganze Weile im offenen Sarg auf der großen Waldbühne zu liegen hatte. Nur auf ein Stichwort hin hatte der Tote beschwörend seinen Arm zu heben. Anstrengend war die Sache bei plötzlich einsetzendem Regenguß; dann hatte ich nämlich mit keiner Wimper zu zucken und hatte im feuchten Element ruhig auszuharren.

Es war der letzte Aufführungstag gekommen, und da passierte das Malheur. Das Malheur kam in Gestalt meines alten Freundes, den ich jahrelang nicht gesehen hatte. Am frühen Vormittag läutete es, und vor der Tür stand Gerhard. Er kam aus Lodz, wo er als Bankfachmann die Feinheiten der polnischen Sprache erlernen sollte. Aber er hatte nebenbei auch die vorzügliche polnische Küche kennengelernt. Also schlug Gerhard vor, mir den Genuß eines echt polnischen Frühstücks zu vermitteln. Es gab da in Zoppot ein Lokal, das er ausfindig gemacht hatte und alle Wünsche in dieser Hinsicht befriedigen konnte.

So zogen wir los, und bald hatten wir in einem Garten Platz genommen. Gerhard bestellte. Das erste, was uns der Herr Ober vorsetzte, waren zwei Gläser und eine Flasche mit klarem Schnaps. Dann kamen zwei Platten mit Gabelbissen, so etwa zwei Dutzend kleine Brotstückchen mit allem Möglichem belegt. Gerhard goß ein und sagte Na sdrowie!" (Das hieß „Prost"!).

Dann nötigte er mich, zuzugreifen. Doch als ich nach dem ersten gleich das zweite Brötchen vertilgen wollte, fiel er mir in den Arm. „Nach jedem Bissen einen Schnaps", belehrte er mich. Und so kam es, daß ich nach zehn Bissen einen gewaltigen Zacken hatte und ihn bat, das polnische Frühstück ohne mich zu beenden. Auch sagte ich ihm, daß ich von vornherein auf ein polnisches Mittagessen verzichten werde und verabschiedete mich. Die zehn Schnäpse versuchte ich anschließend mit ein paar Stunden Schlaf zu überwinden.

Gegen vier Uhr nachmittags läutete Gerhard wieder an meiner Tür. Er sah völlig munter aus und machte mir die freudige Mitteilung, daß er in einer Weinstube einen erstklassigen Chablis ausfindig gemacht habe. Ich solle ruhig mitkommen, denn der sei ungefährlich und wir hätten uns doch noch so viel zu erzählen.

Ja, sagte ich, aber am Abend müsse ich in der Waldoper sein. Es wären ja noch einige Stunden bis dahin, und notfalls würde er mich begleiten, waren seine beruhigenden Worte. Also zogen wir zum zweitenmal los, und bald saßen wir in der wirklich anheimelnden Weinstube, und vor uns stand der ausgezeichnete Chablis. Er belebte, und die Unterhaltung wurde flüssig und anregend. Der freundliche Wirt brachte uns die zweite Flasche. Sie mundete, und der Kopf war wunderbar klar und herrlich gelöst. Es war noch Zeit, und so beschlossen wir, noch einen Chablis zu genehmigen. Doch diesmal schüttelte der Wirt bedauernd den Kopf. Er hätte nicht jede Menge davon im Keller und müsse auch auf andere Gäste bedacht sein. Er empfahl uns eine Flasche Chianti, der wir auch auf Wiedersehen sagten. Dann zahlten wir und wollten uns erheben.

Doch was war das? Wir konnten es nicht. Wir sahen uns ungläubig an. Der Kopf war doch klar, nur die Beine waren schwer wie Blei. Sollte etwa der Chablis oder der Chianti daran schuld sein? Gerhard meinte, wir müßten es mit Energie versuchen. Auf ‚drei' wollten wir hoch. Es gelang uns nur bedingt; denn danach saßen wir wieder. Schließlich gelang es, uns an der Wand hochzustemmen.

Und dann ging es an der Wand lang dem Ausgang zu. Auf der Straße faßten wir einander unter die Arme. Vier Beine hätten eben mehr Halt als zwei, sagten wir uns; doch was will man machen, wenn vier Beine drei Schritt vor und zwei zurück machen!

Bis zum Feuerwehrgebäude versuchten wir gemeinsam den Weg zu bewältigen. Dann gab Gerhard mir den wohlmeinenden Rat, allein weiterzugehen. Er wolle auf der Steintreppe auf meine Rückkehr warten. Und er setzte sich schwer und sichtbar mitgenommen auf die Stufen.

Das letzte Stück Wegs war sehr schwer für mich, und ich war heilfroh, als endlich der Eingang zum Festspielplatz vor mir auftauchte. Dann erblickte ich eine Bank. Nur etwas ausruhen, dachte ich, nur etwas erholen. Und ich setzte mich. Dann kam jemand, der dauernd auf mich einsprach. Wenn der dich doch endlich in Ruhe ließe, grübelte ich; aber der Mann hörte nicht auf. Er redete mich wach. Dann nahm ich mich zusammen und blickte mir den Quälgeist an. Vor mir stand im weißen Mantel der Herr Generalintendant persönlich.

„Wollen Sie sich nicht anziehen?" zischte er wütend.

„Ich komm doch erst im letzten Akt dran", flüsterte ich zurück.

Er verschwand und bald nahmen mich zwei Garderobiere hilfreich unter die Arme, zogen mir die Jacke aus, stülpten mir ein Sterbehemd über, hängten mir einen gewaltigen Fußsack um das Kinn und betteten mich in die Kissen des offenen Sarges. Es war eine Wohltat, als ich mich dort bequem ausstrecken konnte.

Ich kam zu mir, als sich meine Behausung in schaukelnde Bewegung setzte. Aha, dachte ich, jetzt schleppen sie dich auf die Bühne. Doch das Schaukeln schien mir endlos. Und zudem verspürte ich einen unangenehmen Druck in der Magengegend. Als ich noch krampfhaft überlegte, wie dem Übel am besten abzuhelfen wäre, merkte ich, daß der Sarg nicht mehr getragen wurde. Er stand also, und ich bemühte mich, dem Orchester und Chor zu folgen. Dann hörte ich die gewaltige Stimme Plaschkes mir zu Häupten. Es fiel ein Tropfen feucht auf meine Stirn, dann auf die Wange. Also doch noch Regen. Doch wenn Plaschke nicht sang, hörte auch die Feuchtigkeit auf. Als ich das festgestellt hatte, fing das Rumoren in meinem Magen wieder an. Jetzt überlegte ich noch kurz, links von mir das Publikum, rechts von mir Plaschke, also wenn's sein muß, dann doch lieber Plaschke vor die Füße. Doch es kam nichts, mein Magen beruhigte sich wieder.

Nach einer Weile, ich weiß nicht wie lange, wunderte ich mich, daß um mich her eine Stille war. Eine etwas lange Pause, die mir verdächtig vorkam. Ich riskierte ein Auge. Dunkel. Ich riß das zweite Auge auf. Völlige Dunkelheit um mich. Mit einem Satz saß ich aufrecht im Sarge. Die Oper mußte längst zu Ende sein. Kein noch so kleines Licht zu sehen. Mit einem Sprung war ich aus der Kiste, verhedderte mich in mein langes Hemd und lag mit der Nase im Moos. An einem Baumstamm zog ich mich in die Höhe.

Eine Taschenlampe blitzte auf, und ehe ich einen Laut von mir geben konnte, hörte ich schleunigst davoneilende Stiefel. Etwas später kamen zwei Taschenlampen auf mich zu, und endlich konnte ich den beiden Nachtwächtern erklären, daß ich kein Gespenst, sondern nur der tote Titurel war.

Sie halfen mir aus dem Nachthemd, das sie zusammen mit dem Rauschebart an einen Ast vor der geschlossenen Garderobenbaracke aufhängten, und begleiteten mich bis zum Ausgang. Den Heimweg mußte ich in Hemdsärmeln antreten, da meine Jacke wohlverschlossen in der Gaderobe geblieben war.

Heimat

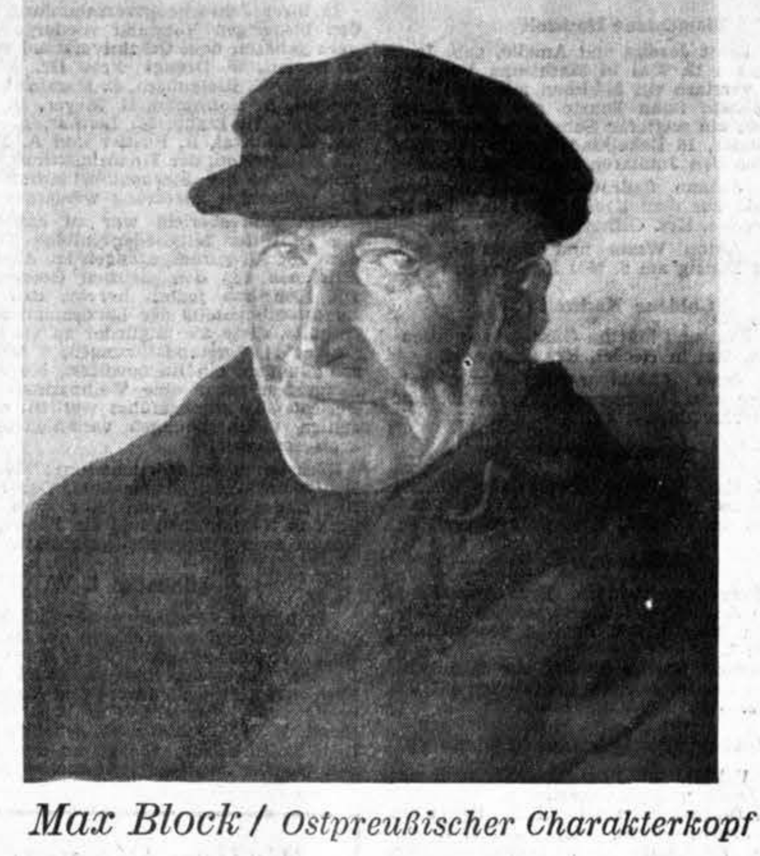
Von Hans Franck

Und ließest Du die Heimat auch,
weltwärts gewendet das Gesicht,
kannst scheiden Dich von Baum und Strauch,
von Deiner Heimat nicht.

Sie ist von Dir so sehr ein Teil
wie Vater, Mutter, Weib und Kind,
die nicht von Dir geschieden, weil
sie fortgegangen sind.

Vertriebest Du aus Deinem Tag
herzlos die Heimat Stück für Stück,
bei Nacht, mit Deines Herzens Schlag,
kehrt sie als Traum zurück.

Sie ist in Deinem letzten Hauch,
ist in dem Blick, der Dir zerbricht.
Denn ließest Du die Heimat auch —
die Heimat läßt Dich nicht.



Max Block / *Ostpreußischer Charakterkopf*

Über den ostpreußischen Kunstmaler Max Block berichteten wir in der Mai-Ausgabe unseres Blattes anläßlich seines 70. Geburtstages.

Dein Nachbar - dein Bruder

Gedanken von Agnes Gruhl

Wir alle sind Menschen und unvollkommen, und dies unser Menschsein nehmen wir oft und gern für uns in Anspruch, wenn es gilt unsere Eigenart oder unsere Fehler zu beschönigen. Andern aber nehmen wir es übel, daß sie — keine Engel sind.

*

Das erste muß sein, daß das eigene Licht brennt. Wenn es nicht brennt, können auch andere an ihm nicht entzündet werden.

*

Manchmal dienen wir unserm Gott besser, wenn wir unsere Kraft für unseren Nächsten erhalten, als wenn wir sie im sogenannten „Gottesdienst" verzehren.

*

Zum Liebesdienst und zum Gottesdienst soll man niemanden zwingen; beide sind wertlos, wenn sie nicht vom Herzen getan werden.

*

Gott helfe uns, daß wir recht erkennen, wieviel wir anderen schuldig bleiben, damit wir vergessen können, was sie uns schuldig geblieben sind.

*

Wer andere leiten will, muß selbst den Weg kennen.

*

Gott schickt uns bisweilen Menschen in den Weg, die uns brauchen. Sie hängen sich an uns, wie Bettler es tun, und wir sollten sie nicht leer gehen lassen.

*

In unseren Brüdern Gott zu dienen und im Dienst der Liebe an Ihnen Gott zu dienen, ist der Zweck unseres Lebens und unsere Nächstenliebe der Prüfstein unserer Gottesliebe. Und gäben wir dem Armen all unsre Habe und selbst unser Leben zum Opfer ohne die Gabe unserer Liebe, wir gäben ihm Steine statt Brot.

*

Die Tür auftun und das Licht zeigen — mehr kann man nicht.

*

Viel weniger durch das, was wir tun, als durch das, was wir sind, wirken wir auf andere. Im Tun bespiegelt sich der Mensch oft nur selbst. Das aber, was wir sind, uns selber oft unbewußt, das ist echt.

Karin, ein Sonntag und die Marienburg

Von Karl-Heinz Jarsen

„Du könntest mich besuchen", schreibt Karin, „sehr bald sogar, nächsten Sonntag. Willst Du?" Und ob ich will! Wie weit ist Marienburg von Danzig entfernt? Zirka fünfzig Kilometer. Ein Katzensprung. „Bring' schönes Wetter mit und gute Laune!" „Gute Laune kann ich Dir versprechen . . ."

Ich blinzele, weil die Sonne blendet. Fensterplätze sind doch dazu da, daß man die Landschaft betrachtet, jene scheinbar vorübergleitenden Äcker, Wiesen, Wälder, Seen . . . Ja, jetzt bin ich „Hans im Glück". Der Personenzug stampft in Richtung Dirschau. Ich denke an Karin. Und die Räder rattern nur ein Wort, das immer gern gehörte, dreisilbige Wörtchen: „Wie — der — sehn . . ." Ich sehe Dich, Karin: den weizenblonden Wuschelkopf, Deine meerblauen Augen, die Stupsnase, das kecke Kinn . . . ich sehe Dich — — ich sehe — Dich . . .

Der Zug poltert über die Weichselbrücke.

In Dirschau steige ich um. Habe gleich Anschluß. — Preußische Pünktlichkeit! — Ich schmunzele. Die Räder rollen . . . Simonsdorf . . . Kalthof . . . Marienburg rückt näher. Die Konturen der Ordensburg sind zu erkennen. Türme und Mauern heben sich deutlich ab vom stahlblauen Himmel und dem satten Grün des Werderlandes. Gleich wird der Zug in Marienburg bremsen. Da, die Eisenbahnbrücke! Langsame Fahrt. Schräg unter uns die Nogat, glitzernd im Sonnenlicht. Meine Backenmuskeln zucken — Aufgeregt, alter Junge? — Ja, ein bißchen.

Marienburg. — Karin steht an der Sperre. Ihre Zähne blitzen. Ein Händedruck. Sie hakt mich ein. „Hast du großen Hunger, oder wollen wir erst die Burg besichtigen?" — „Hunger?" Ich schüttele den Kopf. „Na gut." Eingehakt schlendern wir durch die Stadt, vorbei an den „Hohen und Niederen Lauben". Hin und wieder wende ich mein Gesicht. Karins Schopf schimmert golden.

Wir halten vor der berühmten Marienstatue, die in einer gotisch gewölbten Mauernische steht. „Du kennst doch jene Sage?" — „Ja. Der polnische Bogenschütze erblindete, als er seinen Pfeil auf Maria zielte." Wir betreten den Burghof. Ich löse zwei Karten. Wir mischen uns in den Menschenschwarm. Die Burgbesichtigung beginnt. Der Fremdenführer berichtet, erfahren, monoton, hat er doch immer denselben Text. Langsam durchqueren wir die saalgroßen Räume der deutschen Ordensritter. Unsere Schritte hallen, das macht der kahle Fliesenboden. Hier ist es angenehm kühl und dämmerdunkel, wie in einer Kirche. Jetzt betrachten wir die Marienkapelle. Das kunstreiche Mosaikbild der Jungfrau Maria, die ihren Jesusknaben im Arm hält, bannt unsere Blicke. Wir steigen Treppen empor. Der Große Remter. „Heinrich von Plauen, der letzte Hochmeister . . ." Ich horche auf. Sehe im Zentrum des trommelförmigen Gewölbes den mächtigen Pfeiler. Denke an Wicherts Roman „Heinrich von Plauen". Erlebe in Gedanken noch einmal die Belagerung der Marienburg und jenen gefahrvollen Böllerschuß, der den Remterpfeiler knicken, das Gewölbe einstürzen lassen und die versammelten Ordensritter unter Trümmern und Schutt begraben sollte. Die Steinkugel jedoch verfehlte ihr Ziel. Ich erlebe noch einmal Bethkes Drama „Heinrich von Plauen", das vor kurzer Zeit im Danziger Staatstheater seine erfolgreiche Uraufführung hatte.

Wir entfernen uns von der Burg, durchschreiten das Marientor, blinzeln in die Sonne. Karin wohnt Wilhelmstraße. Ihre Mutter begrüßt mich freundlich. Papa und die beiden Brüder sind an der Front. „Vielleicht wirst du bald Soldat." — „Ja, im nächsten Jahr. Vorher mache ich mein Abitur." — „Komm, setz' dich!" Der Tisch ist weißgedeckt. Wir essen Mittag. Der „falsche Hase" schmeckt prima. „Wollen wir einen Verdauungsspaziergang machen?" Ich nicke.

Wir bummeln durch den Stadtpark. Karin hat nicht vergessen, mich einzuhaken. Dumpfes Poltern. Dicht neben dem Park verläuft die Sandhöfer Bahnüberführung. Ich denke an meinen Zug. „Warum so traurig?" Sie lauscht. „Ach, so. Du Dummerle!" Sie reckt sich, gibt mir im Weitertrödeln einen herzhaften Kuß auf die Wange. Wir nähern uns der Nogat. Das dumpfe Poltern ist verklungen. „Wir sehen uns doch wieder, nicht wahr?" Schweigend starre ich auf den blinkenden Strom.

Der Zug rumpelt über die Nogatbrücke. „Abschied!" kreischen die Räder, „Abschied! Abschied! . . ." Ich blicke ins Abendrot. Der Himmel blutet.

Wir gratulieren!

Diamantene Hochzeit

Eheleute Ernst **Jordan** und Amalie, geb. Jank aus Elbing am 12. Mai in Machtsum. Von den 8 Kindern verstarb ein Mädchen mit zwei Jahren, der älteste Sohn kehrte aus dem Krieg nicht zurück, ein weiterer Sohn wird noch vermißt. 5 Kinder, 16 Enkelkinder und 4 Urenkel übermittelten den Jubilaren ihre Glückwünsche.

Eheleute Johann **Sadrowski** und Charlotte, geb. Rosinski aus dem Kreis Ortelsburg am 26. Mai in Böckelse, Krs. Gifhorn.

Eheleute Anton **Westa** und Mathilde, geb. Stenzel aus Danzig am 6. Mai in Winsen.

Goldene Hochzeit

Eheleute Paul und Martha **Günther** aus Allenstein am 16. Mai in Heesel, Krs. Burgdorf.

Eheleute Josef **Ahlfänger** und Anna, geb. Schwenzfeier aus Migehnen/Ostpr. am 10. Mai in Völlenerfehn/Oldb.

90. Geburtstag

Landwirt Karl **Gaßner,** langjähriger Bürgermeister seines Heimatortes Sallen bei Tilsit, am 21. Mai in Wittorf, Krs. Rothenburg/Han.

75. Geburtstag

Frieda **Jung** aus Buddern, Krs. Angerburg, eine Nichte der bekannten ostpreußischen Dichterin Frieda Jung, a m30. Juni in Seesen/Harz, Langestraße 1.

Spätaussiedler Gustav **Nitsch** aus Kraukeln, Krs. Lötzen am 28. Juni in Herrhausen 147 üb. Seesen/Harz.

Unsere Juni-Geburtstagskinder in Flensburg

Liesbeth **Pahlke** aus Neuhausen/Samland am 1. Juni 80 Jahre, wohnh. Oderstieg 6.

Hermann **Hecht** aus dem Kreis Pr. Eylau am 1. Juni 85 Jahre, wohnh. Adelbylund 8, I.

Ernestine **Paulukuhn** aus Seehausen, Kr. Ebenrode am 9. Juni 90 Jahre, wohnh. Bismarckstr. 48.

Anna **Schwärmer** aus Landsberg am 18. Juni 75 Jahre, wohnh. DRK-Heim, Schleswiger Str.

Dorothea **Sakuth** aus Nidden am 22. Juni 70 Jahre, wohnh. Hafendamm 52.

August **Kaspereit** aus Trenk, Krs. Samland am 23. Juni 82 Jahre, wohnh. Neißestraße 15.

Gertrud **Klautke** aus Pillkallen am 26. Juni 70 Jahre, wohnh. Angelsunderweg 48.

Elisabeth **Poredda** aus Siewken, Krs. Angerburg am 29. Juni 75 Jahre, wohnh. Resselweg 15.

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Flensburg

In ihrer Jahreshauptversammlung hat die LO den bisherigen Vorstand wiedergewählt. Demnach gehören dem Gesamtvorstand an: Dr. Kob, E. Bocian, W. Drengk, Frau Dr. Wiedwald, W. Mahnke, K. Rietenbach, E. Marzinzik, H. v. Sarnowski, A. Hoffmann, H. Meyer, H. Wiemer, E. Nagorny, H. Linda, M. Leitner, R. Finsterwalter, E. Lutzkat, R. Buttler und A. Feiser. Auch die Delegierten, der Finanzausschuß, die Kassenprüfer und der Sterbehilfsausschuß wurden in der bisherigen Besetzung wiedergewählt.

Dem Jahresbericht war zu entnehmen, daß die Zahl der Mitglieder infolge Tod, Fortzug usw. auf 961 zurückgegangen ist, die der Sterbehilfskasse aus den gleichen Gründen auf 499. Dr. Kob hob jedoch hervor, daß noch viele Landsleute abseits der Landsmannschaft stehen, es gälte, diese als Miglieder zu werben. — Insgesamt 14 Vorstandssitzungen, 8 Mitgliederversammlungen, ein Karnevalfest, ein Ausflug, ein Kinderfest sowie eine Weihnachtsfeier sind im Berichtsjahr durchgeführt worden, daneben gesellige Veranstaltungen verschiedener Heimatkreisgemeinden.

Nächste Monatsversammlung: 14. Juni im Deutschen Haus, Blauer Saal. Der Sommerausflug findet am 26. Juni (u. a. zum Heimattierpark in Neumünster) und ein Kinderfest am 13. August in der Marienhölzung statt.

Lübbecke i. W.

Die hiesige Ortsgruppe der LO hielt am 23. Mai ihre Hauptversammlung ab. Der Vors. Lm. Hardt sprach zunächst über die verunglückte Pariser Konferenz und den Fall Oberländer. Nach den üblichen Jahres- und Kassenberichten erfolgte die Neuwahl. Das Ergebnis: 1. Vors. Hardt, 2. Vors. Scheibe, Kassenwart Frl. Schulz. Dem Kulturbeirat gehören an die Damen Pieper, Goerke und Morgenbesser. — Im Anschluß wurde die Gemeinschaftsfahrt zum Ostpreußentreffen am 10. 7. nach Düsseldorf besprochen.

Burghausen/Obb.

Am 15. Mai feierte die Ostd. Landsmannschaft Burghausen/Obb. ihr 10jähriges Bestehen. Zahlreiche Gäste der Stadt und der übrigen Landsmannschaften waren erschienen, auch Vertreter ostpreußischer Gruppen aus Berchtesgaden und Reichenhall. Die 1. Vors. Frau Martens hielt eine Vorschau auf die 10jährige Arbeit der Landsmannschaft und gedachte der in diesen Jahren verstorbenen Mitglieder. Die Festrede über Ostpreußens Geschichte und Kultur hielt Dr. Coulin. Gedichtevorträge und Lieddarbietungen umrahmten die eindrucksvolle Feierstunde. Lm. Meier sorgte im Anschluß für musikalische Unterhaltung, während Lm. Fritz Engel mit heiteren Mundartvorträgen zum Gelingen beitrug.

Bank der ostpr. Landschaft

Es wurde angeregt, im Rahmen des Bundestreffens der Landsmannschaft Ostpreußen ein Treffen der früheren Mitarbeiter der Bank am 10. 7. 1960 in Düsseldorf zu vereinbaren. Damit wir überblicken können, wieviel ehemalige Kollegen und Kolleginnen und deren Angehörige bzw. Hinterbliebene kommen wollen, wird eine kurze Nachricht an den Unterzeichneten erbeten.

Auch solche ehemalige Angehörige der Bank, die nicht zum Treffen erscheinen, mögen sich melden, damit die Anschriftenliste ergänzt werden kann, die später allen zugänglich gemacht werden soll.

Weil dieser Hinweis vielleicht nicht von jedem gelesen wird, wäre uns die Mitteilung von Anschriften anderer ehem. Kollegen ebenfalls zur Ergänzung unserer Liste wertvoll.

Dr. H. Gerhardt,
Bad Godesberg, Karl-Schurz-Straße 34

Domfestspiele Bad Gandersheim

Vom 4. bis 30. Juni finden in Bad Gandersheim wieder die Domfestspiele statt, die unter der Gesamtleitung des ostpreußischen Intendanten Eberhard Gieseler stehen. Das diesjährige Programm, dessen Kernstück wieder die Aufführungen von Hoffmannsthals „Jedermann" vor der eindrucksvollen Fassade des romanischen Doms bilden, sieht eine Neuinszenierung von Hoffmannsthals „Salzburger großen Welttheater" und ein festliches Sonderkonzert des Niedersächsischen Symphonie-Orchesters unter Leitung von Dr. Helmut Thierfelder vor.

Orlowski-Ausstellung in Belgien

Vom 12. März bis zum 24. März zeigte das Komitee für künstlerisches Schaffen in Antwerpen Holzschnitte und Bilder des ostpreußischen Professor Hans Orlowski, Hochschule für bildende Künste in Berlin. Orlowski hat erstmals 1921 in Antwerpen ausgestellt.

Ostdeutsche Kulturtage in Bremen

Der Ostdeutsche Kulturrat hat das Datum für seine diesjährigen „Ostdeutschen Kulturtage" festgelegt. Sie werden im November in Bremen stattfinden, wieder drei bis vier Tage dauern und mit Vorträgen, Dichterlesungen, Ausstellungen, Festakten und der Verleihung der Plakette des Ostdeutschen Kulturrates ausgefüllt sein.

Ostdeutsche Universitätsbände

Die Jahresbände 1960 der Universitäten Breslau und Königsberg sind soeben erschienen. Wie das geschäftsführende Vorstandsmitglied des Göttinger Arbeitskreises ostdeutscher Wissenschaftler, Freiherr von Braun, mitteilte, wird demnächst auch eine Untersuchung von Professor Henry M. Adams von der Santa-Barbara-Universität in Kalifornien über die Geschichte der Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Preußen in einer amerikanischen und einer deutschen Ausgabe vom Göttinger Arbeitskreis herausgegeben werden. Insgesamt wurden vom Göttinger Arbeitskreis seit Beginn vorigen Jahres 20 selbständige Neuerscheinungen vorgelegt. Darunter befindet sich auch das unter Mitwirkung von 22 Wissenschaftlern herausgegebene Handbuch „Das östliche Deutschland", das im In- und Ausland große Beachtung gefunden hat.

Am 26. April 1960 verstarb plötzlich in Hamburg unser Turnbruder

Albert Ebner

im Alter von 64 Jahren.

Aus einer Familie stammend, deren Name seit über 100 Jahren in den Mitgliederlisten des KMTV 1842 zu Königsberg/Pr. steht, war er wie seine Vorfahren ein stets einsatzbereiter Helfer und Förderer deutschen Turnens und der Jugenderziehung durch Leibesübungen. Die Treue zu unserer Gemeinschaft in der Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen hat er auch nach dem Kriege gehalten.

In inniger Anteilnahme an dem Schmerz der Hinterbliebenen werden wir ihm ein ehrendes Andenken bewahren.



Für den
Königsberger Männerturnverein 1842
Wilhelm Alm

Erben und Verwandte gesucht!

Wer kann Auskunft geben über nächste Verwandte und Erben, vermutlich Nachkommen ihrer Geschwister oder Halbgeschwister von

Marie Mauruschat oder Mauroschat-Maurischat

geboren ca. 1860/65 in Ostpreußen — vermutlich Bezirk Gumbinnen — vor 1900 nach Amerika ausgewandert, mit einem **Gutsinspektor Fritz Hubbert**, aus dem Kreis Oletzko — zuletzt Königsberg wohnhaft. Sich wenden, möglichst mit pfarr-standesamtlichen Urkunden oder anderen „Abstammungsnachweisen" an

Dr. COUTOT-BROCKER, Straßburg/Els., 77. Allee Robertsau.

Gesucht werden **ERBEN**
des am 3. 1. 1959 verstorbenen Melkers
Hermann Otto Lindenau,
geb. am 29. März 1871 in Budwethen/Ostpr., als Sohn des Robert Lindenau und seiner Ehefrau, geb. Buslapp. Lindenau war bereits viele Jahre vor dem 2. Weltkrieg am Niederrhein in Stellung. Angehörige, die glauben, erbberechtigt zu sein, werden gebeten sich zu melden bei dem

Nachlaßpfleger Hugo Weichsel, Neuß am Rhein, Alexianerplatz 2

SUCHDIENST

Gesucht wird: Karl Siegmar von Stempel, geb. 18. 9. 1925 in Domnau, Krs. Bartenstein. Wohnte in Zweiteichen im Försterhaus (Schönwiese), Krs. Heilsberg. Seit den Kämpfen Mitte April 1945 in Pillau vermißt. Er war in der 170. I. D., 420. Rgt., 4. Füsilierschwadron, die mit der 6./A. R. 1541, Oblt. Heinz Gatzke, aufgefüllt wurde. (Frühere Anschrift von Oblt. Gatzke: Danzig-Langfuhr, Hetzelweg 8). - Wird gesucht von seiner einzig noch am Leben gebliebenen Schwester (die geheiratet hat) Maria-Luise von Hirschheydt, geb. von Stempel, jetzt Landsberg/Lech, Am Roßmarkt 132.

Gesucht wird: Edith Rinne aus Estland, wohnhaft Königsberg/Pr., staatl. tätig; soll geheiratet haben und einen anderen Namen führen. Gesucht von ihrer Nichte Marie-Luise von Hirschheydt, geborene von Stempel, Landsberg/Lech, Am Roßmarkt 132.

Gesucht wird: Erna Philipp, geb. 1922, aus Pulfnidt bei Allenstein. Gesucht von ihrer Freundin Marie-Luise von Hirschheydt, Landsberg/Lech, Am Roßmarkt 132.

Gesucht wird: Edith Baronesse von Stempel, geb. 1884 in Jateln/Kurland, sowie ihr Bruder Arthur Baron v. Stempel, geb. 1886. Zuletzt wohnhaft in Doberan/Meckl., Prinzenstraße 4. Seit 1945 fehlt jede Spur von beiden. Gesucht von ihrer Cousine, Fr. Paula von Hirschheydt, geb. Baronesse von Schweders, Kalwen/Kurland, jetzt Landsberg/Lech, Salzgasse 127.

Die herzlichsten Glückwünsche zum 80. Geburtstag unserer Mutter, Großmutter und Urgroßmutter

Frau Helene Pose, geb. Trautmann
aus Königsberg/Ostpreußen

IHRE DANKBAREN KINDER:
Prof. Dr. Heinz Pose und Frau Luise, Dresden
Frau Ruth Weinmann geb. Pose, Frankfurt/Main
Werner Pose und Frau Ursula, Düsseldorf
13 Enkelkinder und 2 Urenkel

FRANKFURT/MAIN, Guaitastraße 10 20. Juni 1960